

Vicki Baum

Hotel Shanghai

Roman

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

2. Auflage 2017

© 1939, Querido Verlag, Amsterdam

© 1953, 1975, 1985, 1997, 2007, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln

Umschlagmotiv: © Luigi Diaz / Getty Images

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-03900-9

EINLEITUNG

Die Stadt, von der in diesem Bericht die Rede sein soll, existiert nicht mehr. Sie hat ihr Gesicht verändert, wie so oft zuvor. In ihren Straßen ist ungezählte Male gekämpft worden, aber niemals so hart wie vom Sommer bis zum Herbst des Jahres 1937. Achtundachtzig Tage wurde diese Stadt belagert, beschossen und bombardiert. Hunderttausende starben, und der Geruch von verbranntem Menschenfleisch hing für lange Zeit noch in dichten Wolken über ihr.

Eine der ersten Bomben, die aus der Luft fielen, schlug in das Shanghai-Hotel, das große, neue Gebäude, das vier Jahre zuvor, bald nach den Kämpfen des Jahres 1932, errichtet worden war; mit seinen Kolonnaden, seinen achtzehn Stockwerken und seinem berühmten Dachgarten stand es an der Nanking Road, halben Weges zwischen dem Bund und dem englischen Rennplatz.

Die Bombe tat einigen Schaden. Alle Fensterscheiben gingen in Scherben, und ein klaffendes Loch in der Fassade riss mehrere Hotelzimmer auf und entblößte ihr Inneres. Die Japaner behaupteten, dass die Bombe von chinesischen Fliegern abgeworfen worden sei, während die Chinesen dabei blieben, es sei eine japanische Bombe gewesen. Die auswärtigen Zeitungskorrespondenten neigten der Ansicht zu, dass die Bombe den japanischen Kriegsschiffen auf dem Whangpoo-Fluss zugebracht, aber von einem chinesischen Flieger schlecht gezielt worden wäre. Proteste wurden erhoben und Entschuldigungen veröffentlicht; denn wenn auch die chinesischen Stadtteile von Zeit zu Zeit in Trümmer geschossen wurden, so betrachtete man es doch als eine Selbstverständlichkeit, dass die internationale Kolonie im

Kern der Stadt nicht getroffen werden durfte. Leute, die lange im Orient gelebt hatten und mit den Subtilitäten der dortigen Kriegsführung besser vertraut waren, schienen überzeugt, dass die Chinesen mit der Bombardierung dieser Kolonie den Japanern andeuten wollten, dass sie eine Wiederholung der Vorgänge des Jahres 1932 nicht zugeben würden. Damals nämlich hatten sich japanische Marinesoldaten, unter Berufung auf die japanische Teilhaberschaft an der internationalen Kolonie, im Innern ihrer Straßen festgesetzt und die friedlichen Viertel der internationalen Konzession als Kampfbasis benützt. Wer immer die Bombe abgeworfen haben mochte, das Shanghai-Hotel war beschädigt, viele Menschen waren verwundet und neun getötet worden; neun von den Tausenden, die an diesem ersten Tag der Kämpfe sterben mussten.

In den folgenden Seiten soll Bericht gegeben werden über die Wege, die diese neun Menschen nach Shanghai brachten, über den Verlauf ihres Lebens und über die Stunde ihres Todes.

ERSTER TEIL

DIE MENSCHEN

B. G. CHANG

Chang war auf einem Boote geboren, in der Nacht kam er zur Welt, der Fluss leckte mit kleinen Tönen gegen die Planken, die Mutter löste ihn mit einem rostigen Messer von sich los. Am Morgen war sie tot. Er hatte keinen Vater, das Boot war Haus und Wohnung für viele Menschen seiner Familie und ihre Kinder. Mit den Augen, die an seinen Bug gemalt waren, suchte es seinen Weg. Eine Matte über den gerundeten Bambusspreizen war ihr Dach. Seine Schwester, sieben Jahre älter als er, ging in das reiche Dorf, bei dem sie ankerten, und bat um Bohnen für das mutterlose Kind; daraus presste sie eine dünne Milch, die er hungrig von ihren Fingerspitzen saugte. So blieb er am Leben.

Er lag in Fetzen eingehüllt am Boden des Bootes, der Fluss strömte lebendig unter den Brettern. Er sah seine Schwester, vorgebeugt stemmte sie sich an das Ruder und trieb das Boot voran. Die Adern traten hervor an ihren kleinen Armen. Wenn er weinte, nahm sie ihn auf, band ihn auf ihrem Rücken fest und arbeitete weiter am schweren Ruder. Vor und zurück, vor und zurück. Der Takt schläfernte ihn ein. Da keine Eltern da waren, ihm einen guten Namen zu wählen, wurde er achtlos Ah Tai genannt, ein Großer. Seiner Schwester blieb er zugetan sein ganzes Leben, obwohl sie nur ein Mädchen war. Der Fluss war ihm Vater und Lehrer. Er wurde groß und stark und stieß seine älteren Vettern beiseite oder warf sie ins Wasser. Sie lachten über ihn. Immer

hatte er Hunger, und was er dachte, bezog sich meist aufs Essen. Manchmal lag das Boot still und untätig in einer Ausbuchtung des Flusses unterhalb eines Dorfes. Dann wurde das Essen knapp und verschwand zuletzt ganz. Chang träumte von Nudeln, von Brot und heißem Kohl. Er stahl Knoblauch aus einem kleinen Acker und kaute auf einem Stück Holz herum, als wäre es Brot. Hatten sie eine Ladung, die sie von flussabwärts brachten, dann kamen gute Zeiten. Manchmal waren Hühner im Käfig oder ein junges Ferkel. Die Männer lachten und aßen, spielten Pai Ku um durchlöchernte, kleine Münzen, stritten sich, versöhnten sich, und die Lustigkeit nahm kein Ende. Die Frauen und Kinder bekamen, was übrig blieb. Das Glück des vollen Bauches kam selten zu Ah Tai. Trotzdem gedieh er. Der Fluss schwoll an nach den Sommerregen und überschwemmte die Felder. Er war grau mit weißen Nebeln am Morgen, gelb nach der Regenzeit. Unter dem Wurzelwerk am Ufer wurde er klar und dunkelgrün. Chang griff nach Fischen, die in den Wurzeln wohnten, und trug seine Beute zu den Fischverkäufern am nächsten Markt. Sein Onkel riss ihm das Geld aus den Händen. Mit weiten, runden schwarzen Nasenlöchern stand Ah Tai vor den riesigen Töpfen der Garküche und schluckte den guten Geruch, zusammen mit seinem hungrigen Speichel. Niemand kümmerte sich um ihn. Sein Kopf und seine Jacke waren voll von Läusen. Seine Schwester zog ihn jeweils aus, kniete am Flussrand hin, breitete die Kleidungsstücke über einen flachen Stein und klopfte sie zur Wäsche mit einem Stock. Chang saß am Bootsrand in der Sonne, ließ die Beine hängen, spürte das Warme auf seiner Hand kitzeln und sah den Widerschein des Flusses an der Bootswand spielen; wie Eidechsen aus Licht sah es aus. Er war hungrig. Er zog die Kleider wieder an, sobald sie trocken waren, faltete die Hose um seine Mitte und zog den Strick, der als Gürtel diente, eng. Gleich darauf begann er wieder, sich zu kratzen.

Als er gescheitert wurde, bettelte er in den Städten, bei denen sie ankerten, und wieder etwas später verstand er auch zu stehlen.

Eine Handvoll Kastanien vom Stand eines Straßenhändlers, einen Kürbis vom Feld. Große, volle, köstliche, heimliche Mahlzeiten. Der Leib der Schwester wurde schwer von einem Kind, niemand wusste, wer der Vater war. Die Flussleute nahmen es nicht genau, sie hatten wenig Ehre und viel Spaß. Die Boote zogen flussauf, flussab, abends ankerten sie, und morgens waren sie gegangen. Kinder wurden geboren, und immer mehr hungrige Bäuche sollten gefüttert werden. Der Mann, den Chang Onkel nannte, schlug die ältere Schwester. Chang sah lachend zu, denn es war komisch. Nachts sah er die ältere Schwester über den Bordrand gebeugt, als sie etwas ins Wasser warf. Am Morgen war ihr Leib wieder flach. Einen Monat später begann sie zu husten, aber sie blieb am Ruder. Zu dieser Zeit half Chang schon, die Mehlsäcke ein- und auszuladen. Er zog das Segel auf und steuerte, stieß mit der Stange ab, wenn sie im Schlamm stecken blieben, und lenkte mit Rufen und Geschrei an andern Booten vorbei. Er wusste nicht, wie alt er war, denn niemand zählte seine Jahre, aber er war jetzt der Stärkste auf dem Boot, ein junger Riese mit großen, harten Schultern. Er bekam Streit mit dem Onkel, und der ältere Mann schlug ihn mit einem Lederriemen zwischen die Augen. In der gleichen Nacht sprang Chang vom Boot ans Land und versteckte sich zwischen den Gräbern an einer Hügelseite. Er hatte Angst vor den Geistern, deshalb schrie er laute, grobe Drohungen in die Dunkelheit. Er blieb dort, bis das Boot weiterzog und die Suche nach ihm aufgegeben war. Er aß rohen Kohl und kleine rote Zwiebeln, die er aus der Erde zog. Er war über alle Maßen hungrig. Weil das Boot flussab gerudert war, begann er flussauf zu wandern. Er kam in Gegenden, die er noch nicht gesehen hatte, denn das Boot war stets nur zwischen Senkuang und Gantsing hin- und hergefahren. Auf einem Berg stand ein Tempel mit schönen Dächern, und reiche Leute wurden in Sänften und Tragstühlen den steilen Weg hinaufgeschleppt. Neugierig zog Chang hinterher, denn er war noch nie in einem Tempel gewesen. Mit offenem Mund staunte er den großen, vergoldeten Buddha an, der in der ersten Tempel-

halle stand. Ein kahler Priester schlug auf einen riesenhaften Gong, der an den Säulen hing. Die Luft war dick und undurchsichtig von Weihrauch. Priester und Pilger knieten unterhalb des Tisches mit den Weihrauchgefäßen und den Bronzevasen voll goldener Lotosblumen und sangen laut. Eine Gottheit mit ungezählten Armen und Händen sprang aus dem Dunkel einer Seitennische. Draußen vor dem Tempel, im ersten Hof, verbrannten Fromme Geld, das aus Silber- und Goldpapier gemacht war, und es saßen Händler in Reihen dort, die Räucherwerk und Essen verkauften. Changs Augen fraßen und fraßen all das Neue auf. Er stand und lachte töricht vor Erstaunen. Vor dem äußeren Tor hockten die Sesselträger und aßen Nudeln. Ein Teeverkäufer stand bei ihnen und schenkte Tee in die blauweißen Schalen. Changs Mund wurde voll Speichel. Er stellte sich dazu. Einer der Träger rief ihm im Scherz einen Gruß zu. »Hast du gegessen?«, lautete der Gruß. Die Höflichkeit verlangte die Antwort: »Ich habe gegessen.« Aber Chang hatte keinerlei Bildung. »Nein, mein Bauch ist hungrig«, schrie er heraus. Die Träger barsten vor Gelächter. Einer hielt ihm seine Schale hin, in der noch ein Rest der Mahlzeit war. Nudeln mit Gemüse. Nicht mehr ganz heiß, aber doch köstlich. Chang langte nach der Schale, da schlug der Mann ihm über die Hand, und die andern lachten noch lauter als zuvor. Einer, ein Alter, Zahnloser, rollte vor Gelächter und klatschte sich auf die Schenkel vor Heiterkeit über den Spaß. Chang holte aus, brachte seine zwei Fäuste auf die Schultern desjenigen, der gescherzt hatte, wie zwei große, harte Hämmer. Der Mann wurde klein. Chang nahm ihm die Schale mit den Nudeln weg und begann zu essen. Die Träger waren einen Augenblick still, und dann riefen sie ihm hochachtungsvolle Bemerkungen über seine Kraft zu. Er lachte gutmütig und stopfte sich voll. Der Mann, dem er die Nudeln weggenommen hatte, sah verwundert aus. Chang Ah Tai hielt die Schale vor den Mund und stopfte das Essen mit den Stäbchen in sich hinein, so schnell er konnte. Er war satt und groß und mutig, nachdem er gegessen hatte. Er lungerte um die Träger

herum und wartete auf fernere Begebenheiten. Als sie am späten Nachmittag ihre Herrschaft wieder bergab trugen, lief Chang nebenher und sang wohl auch die Lieder, die am Fluss gesungen werden. Es waren immer drei Träger für einen Stuhl, zwei, die trugen, und einer zur Ablösung. Chang beobachtete mit Interesse, wie der Ablösende im Takt des Abgelösten seine Schultern unter die Tragstützen stemmte, sodass der Schritt nicht unterbrochen werden musste. Der Abgelöste stellte sich an den Wegrand, hustete, spuckte, wischte mit dem Arm den Schweiß vom Gesicht und wanderte hinter dem Stuhl her, bis es wieder Zeit für ihn war, einen andern abzulösen. Ich könnte tragen, ohne abgelöst zu werden, dachte Chang, und er sagte es auch. Die Träger lachten ihn aus, atemlos. Einer, der abgelöst wurde, blieb zurück, krümmte sich und übergab sich am Wegrand. Es war ein älterer Mann, und er hatte ein rotes Pflaster mit einem Heilspruch auf seinen kranken Leib geklebt. Chang blieb bei ihm stehen und schaute zu, wie er sich übergab. »Wie viel, wenn ich für dich trage?«, fragte er. Der Mann, noch erschöpft, da er seinen Bauch ganz ausgeleert hatte, winkte ab. Aber Chang blieb hartnäckig. Zuletzt trug er den Stuhl und bekam zwar kein Geld, aber eine zweite Ladung Nudeln. Er schlief mit den Trägern im Dorf am Fuß des Berges und blieb eine Weile bei ihnen.

Jetzt hatte er jeden Tag genug zu essen und sah viele Menschen, die in Booten ankamen, um zu dem Tempel am Berg zu wallfahren. Strenge alte Frauen mit ihren Sklavinnen, fette, reiche Männer mit geschwollener Leber und kurzem Atem, Scholaren mit Gesichtern wie Elfenbein. Einmal kam ein Mandarin, der mit seinem Sohn den Tempel besuchte, um für Erfolg beim kaiserlichen Examen zu beten, das der junge Mann in Peking zu bestehen hatte. Er hatte seine eigenen Träger und Läufer und Vorreiter, und seine Sänften waren mit blauen Vorhängen abgeschlossen. Da Chang satt war, sang er und redete viel, sogar während es bergauf ging, und so erfuhr er auch manches über das Woher und Wohin seiner vornehmen Lasten. Wenn er abends gegessen hatte, schlief er

sofort ein, auf der Erde, in eine zerrissene Matte gewickelt. Zwischen Wachsein und Schlaf gab es einen kurzen Zwischenraum, da war er im Boot, am Fluss, hörte die Wellen gegen den Boden schlagen, roch die feuchte Luft von Ried und Schilf und vielen Fischen, hörte auf das unterdrückte Husten seiner Schwester. Aber er wusste nicht, dass er Heimweh danach hatte.

Nur, dass er nach einer Weile rastlos wurde, obwohl es ihm gut ging und sein Bauch zufrieden war wie noch nie. So verließ er eines Tages den Berg und den Tempel und wanderte fort, diesmal flussabwärts. Er wusste nicht, was ihn trieb, denn niemand hatte ihn geschlagen. Die Träger waren witzige Leute gewesen, und er hatte von ihnen komische Geschichten gelernt und einige Höflichkeiten im Verkehr mit den großen Herren. Eine Zeit lang half er ein großes Boot flussaufwärts ziehen, und die Stricke rieben seine Schultern blutig, bis die Haut sich gewöhnte und Schwielen ansetzte. Diesmal bekam er Geld, eine Silbermünze und sieben Kupferstücke. Er kaufte sich Strohsandalen und eine getragene blaue Jacke, denn seine war dahin, und er hatte mit bloßem Oberkörper gearbeitet. Es wurde kalt, und er kroch in einer Bauernhütte unter, wo es nur Frauen und Kinder gab. Die Männer waren alle an einer Seuche gestorben, schwarz im Gesicht. »Ich kann die Arbeit von fünf Männern tun«, prahlte Chang, und die Frauen betrachteten seinen Riesenkörper mit Achtung und Gefallen. Nicht dass es viel Arbeit gegeben hätte, aber es kamen oft Banditen aus den Hügeln ins Dorf und brandschatzten die Bauern. Chang schlug drei von ihnen nieder, und einer davon stand nicht mehr auf. Von da an blieb das Haus in Frieden. Es gab nur wenig zu essen, obwohl die Frauen fast nichts für sich selbst behielten und nur versuchten, ihren Beschützer satt zu machen. Auf den Gestellen fraßen die Seidenwürmer die Blätter der Zwergeichen, es klang wie ständiger, ständiger Regen. Chang schlief mit allen Frauen, die nicht zu alt waren, und ließ seine Aussaat zurück, als er im Frühjahr weiterzog. Einmal sah er das Boot vorbeigleiten, auf dem er geboren war, und er rief seine ältere Schwester an, die

am Ruder stand. Aber sie schaute vor sich hin, als schliefe sie, wie es ihre Art war, und Chang legte sich wieder zurück ins Ufergras, denn er hatte keine Lust, seinem Onkel zu begegnen.

In diesem frühen Sommer regte sich der Drache, und der Fluss trat weit über seine Ufer und überschwemmte die Dörfer und Städte, die sich entlang seinen Ufern angesiedelt hatten. Häuser, Vieh und Leichen schwammen auf seinem Rücken zum Meer, und großes Elend überkam die Provinz Östlich-der-Berge. Als die Flut zurücktrat und die Menschen darangingen, ihre Häuser wiederaufzubauen, half Chang im Hause eines Lehrers, die Tragbalken herbeizuschleppen und den Bautischlern an die Hand zu gehen.

Lo Si, der Lehrer, war einer von den vielen Scholaren, denen das Leben unter den Händen wegrann, während sie versuchten, die drei kaiserlichen Examen zu machen: das erste in der Hauptstadt des Distrikts, das zweite in der Hauptstadt der Provinz, das dritte in der nördlichen Hauptstadt selbst, in Peking, im Tempel des Konfuzius. Der Lehrer hatte in seiner Jugend das erste Examen mit großem Glanz bestanden, dann war er zweimal drei Jahre daran verhindert gewesen, dem nächsten Examen beizuwohnen, da er die Trauerzeit um seinen Großvater und seine Mutter einzuhalten hatte. Als er nach neun Jahren daranging, die zweite Prüfung zu bestehen, da war sein Kopf steif und vergesslich geworden, und die Aufregung machte seine Hand, die den Pinsel führte, zittern. Er fiel durch, kehrte in sein Dorf zurück und beschloss, die vorgeschriebenen drei Jahre zu warten und es ein zweites Mal zu wagen. Als auch dieses Examen missglückte, verwelkte sein Ehrgeiz. Nun saß er in seinem Heimatdorf und gab den kleinen Knaben Unterricht gegen geringe Bezahlung, die manchmal nur in Eiern und Mehl bestand.

Doch hatte der Lehrer seinen Ehrgeiz an seinen Sohn weitergegeben, einen lebhaften Jungen mit roten Wangen und einer angenehmen Stimme. Mit diesem Kind schloss Chang eine

schnelle Freundschaft, und von ihm lernte er die ersten acht Zeichen: Himmel, Erde, Sonne, Mond, Berg, Wasser, Boden und Baum. Auch erklärte der alte Lehrer ihm einmal das Wesen des Symbols, das in die neue Haustür eingeschnitzt wurde und das Chang schon oft gesehen hatte: einen Kreis in einem achtfeldigen größeren Kreis eingeschlossen, und der innere Kreis in zwei geschwungene, einander ergänzende Teile von Weiß und Schwarz geteilt. Es war das Zeichen Yin und Yang, das männliche und das weibliche Element, Himmel und Erde, Kälte und Hitze, Hell und Dunkel, Tag und Nacht, alles, was einander entgegengesetzt ist und zusammen das Ganze bildet: die Vereinigung der Pole, das Gleichgewicht im All. Für Chang bedeutete es Hunger und Sättigkeit, arm und reich. Seinen Aufenthalt bei dem Lehrer vergaß er nie, weil er seit damals frei von Läusen war.

So arbeitete er dies und das, wobei er immer dem Fluss in seinem Lauf folgte, bis er flacher und breiter wurde, langsamer wie ein alternder Mann, und zuletzt das Meer erreichte. Am Meer lag die große Stadt, von der Chang Ah Tai schon gehört hatte. Es konnte nicht ausbleiben, dass er bei seinen Wanderschaften viel lernte, und an Verstand hatte er die Flussleute weit hinter sich zurückgelassen. Er hielt mit seiner Bildung nicht hinter dem Berg, sondern war stolz darauf und stellte sie zur Schau, wann immer er Gelegenheit hatte. »Dies ist das Zeichen Tien«, sagte er wohl, »dieses Zeichen stellt den Himmel dar«, und seine Genossen schauten respektvoll auf die Darstellung, die in vielen Ländern zu sehen war; das Himmelszeichen, groß und mächtig, an dessen Fuß ein kleiner Mann hockte und aus seiner Schale aß. Es ging eine vollkommene Zufriedenheit von diesem Bild aus, und Chang selbst kannte diese Zufriedenheit gut. Fürwahr, ein kleiner Mann, an den großen Himmel gelehnt, aber auf der Erde sitzend, und die Reisschale gefüllt.

Er hatte noch nie eine Stadt gesehen so groß wie diese. Drei Tage lang stand er nur herum und staunte. Die Straßen der Seidenhändler, der Garköche, der Barbieri, der Korbflechter, der

Sargtischler, der Kerzenmacher, der Weihrauchverkäufer, die Märkte, die Läden mit Rindfleisch, mit Schweinefleisch, mit Geflügel, die geräucherten Enten, die in Reihen an ihren Hälsen aufgehängt waren, die Säcke mit Reis, der aus dem Süden kam, die stillen Läden der Teehändler, die in eleganten Seidenroben vor ihren zehntausend Zinnbüchsen saßen, die Schaustellungen der Medizinmänner, Hirschgeweihe, getrocknete Schlangen und Tierherzen. Zehntausend Banner und Fahnen hingen über den Straßen, und Laternen und Schilder aller Art; alle waren mit Schriftzeichen bedeckt und luden ein, priesen an oder enthielten vielleicht nur Gebete um Glück und Zufriedenheit. Seit Chang einige Zeichen erkennen konnte, beunruhigten ihn die vielen andern, die er nicht verstand. Er schob und drängte durch die Menge, und immer ragte sein Kopf über die andern hinaus. Die Kinder liefen ihm nach und riefen: »Großer, Großer, ist dein Vater ein Drache gewesen?«

Wie es ihm ein Freund geraten hatte, so fragte Chang sich durch bis zu dem Haus, in dem die Gilde der Lastträger ihre Geschäfte abwickelte. Es war ein kleines Haus, nahe am Hafen, und zwei alte Männer, die Tee schlürften und lange schwarze Roben anhatten, elegant, wenn auch nicht aus Seide, fragten ihn aus. »Es ist bekannt, dass die Männer von Shantung die größten im Mittleren Reich sind, aber du siehst zwischen ihnen aus wie eine siebenstöckige Pagode«, sagte der ältere der beiden Herren. Chang verbeugte sich geehrt. Er wurde ein Mitglied der Gilde, bekam Arbeit zugewiesen und zahlte seine Abgaben. Im Hafen lagen zehntausend Schiffe aller Formen und Größen. Obwohl Chang Ah Tai auf seinen Wanderungen zuweilen von solchen großen Schiffen vernommen hatte, so hatte er doch nur hingehört wie auf Märchen und Prahlereien. Aber da lagen sie im Wasser, größer als der Tempel am Berg. Sie konnten brüllen wie Tiere und schwarzen Rauch ausstoßen wie riesige Drachen. Es waren die Schiffe der Fremden Teufel, und sie hätten Chang Angst gemacht, wenn er gewusst hätte, was Angst war. Über lange, schmale, schwankende Stege

trug er Kohlen auf seinem Rücken; eine Prozession von Männern schleppte Kohlen in den Bauch der großen Schiffe, kam zurück, lud neue Kohlen auf, zog über den Steg, eine Kette von Trägern, von Sonnenaufgang bis zur gelben Dämmerung. Sie sangen den Kuligesang, der wie ein Stöhnen klingt und dazu dient, den Atem zu regeln. Aber Changs Atem war groß und sicher. Im Hafen sah er zum ersten Mal die Fremden Teufel, von denen neuerdings so viel die Rede war. Sie waren hässlich und frech, und es hieß, dass sie kleine Kinder kochten und aßen. Chang, der Kindern sehr zusetzen war, konnte nicht daran denken, ohne ein heißes Jucken in seinen großen Fäusten zu spüren. Die meisten Hafenträger hatten Angst vor den Fremden, aber er ging nahe an sie heran, maß seine Größe und Kraft gegen die ihre und war sicher, dass er stärker war als ihr Nummer-eins-Mann. Da Chang nun täglich Arbeit hatte, verdiente er fast immer genug, um zu essen. In den kleinen Gassen am Hafen entlang gab es Teehäuser für die Träger und Schiffer, und eine dichte Menge bewegte sich abends unter den Laternen auf und ab. Aus manchen der Häuser drang das Singen hoher Frauenstimmen, dort waren die Mädchen. Chang begann sich die zweite Schale mit Nudeln abzusparen und sammelte das Geld in seinem Gürtel, mit dem er sich das Vergnügen mit einer Hure kaufen wollte. Als er genug Kupfermünzen gespart hatte, um sie gegen zwei kleine Silbermünzen einzuwechseln, da ging er in das Teehaus, aus dem das Singen kam. Unten saßen Männer und aßen und tranken wie in jeder Schenke, aber eine schmale Treppe führte hinauf, und eine alte Frau zog ihn in ein kleines Zimmer. Sie fragte: »Wie viel Geld hat der Herr?« Chang Ah Tai zeigte seine zwei Silbermünzen, sie sahen klein und verloren aus in der großen Fläche seiner Hand. Die Frau verzog das Gesicht und spuckte aus. »Mit diesen Zwergen kommst du daher?«, sagte sie höhnisch. Ein Mädchen kam herein, Chang war so aufgeregt, dass er nicht sah, wie sie ausschaute, sein Blick war festgenagelt auf ihren bestickten, winzigen roten Seidenschuhen. Als er sich dem Mädchen näherte, stieß sie ihn zurück und begann zu la-

chen. »Geh fort, du stinkst«, rief sie aus, »ich habe nichts mit stinkenden Lastträgern zu tun!« Sogleich stimmte die alte Frau mit schriller Stimme ein und nannte ihn schwindlerisches Ei. Changs Gesicht brannte unter der Beleidigung. Er hatte gerade noch genug Geistesgegenwart, um das Mädchen eine magere, faule Hure und die Alte Enkelin einer Hündin zu nennen. Er steckte die zwei Silbermünzen wieder in den Gürtel, stieß mit dem Fuß einen hölzernen Eimer um, dass sich das Wasser über die Matten ergoss, und polterte über die Treppe davon.

Obwohl er den ätzenden und brennenden Vorgang zu vergessen suchte, musste doch etwas davon in irgendwelchen Falten seines Erinnerns zurückgeblieben sein. Denn Chang, der Lastträger, der bis dahin zufrieden gewesen war mit sich, glücklich, wenn er Essen und Schlaf hatte, begann von Ehrgeiz gequält zu werden. Stundenlang konnte er vor sich hin starren und dabei einen schönen Traum träumen. Darin geschah es immer so, dass er in das Haus der singenden Mädchen kam, in einer Sänfte getragen. Er stieg aus, er war in ein feines, seidenes Gewand gekleidet, und darüber trug er die Jacke aus schwerer, schwarzer Seide, die er bei ganz reichen Händlern gesehen hatte. Er hielt die Hände in den Ärmeln, betrat das Haus, und sein Diener schmiss eine Handvoll großer, schwerer Silberstücke auf den Boden. Die Mädchen warfen sich darauf und rauchten sich um das Geld. Chang sah ganz genau die Mädchen, hörte den Klang der Silbermünzen. Ob er das Haus wieder verlassen würde mit der Bemerkung, dass die Mädchen zu alt und zu hässlich für einen Mann seiner Stellung seien, oder ob er ihnen gnädig gestatten würde, ihn mit ihren Künsten zu unterhalten, darüber war er sich in seinen Gedanken noch nicht einig. Und woher das Geld und der Aufstieg kommen sollten, das wusste er auch nicht, denn reich war reich, und arm war arm, und es führte keine Brücke vom einen zum andern.

Es kam aber in diesen Wochen zu dem großen Aufstand gegen die Fremden Teufel, und viele wurden getötet, denn so war der Befehl der Kaiserin, des Alten Tigers, aus der nördlichen Haupt-

stadt gekommen und überall verkündet worden. Chang rüstete sich mit einem alten Rasiermesser aus, das er am Markt erstand – denn er hatte es nun schon zu weit gebracht, um zu stehlen –, und er drang mit einer ganzen Bande in ein Haus ein und tötete zwei von den fremden Männern und eine Frau. Während die andern das Haus plünderten und zuletzt Feuer ansteckten, durchsuchte er in Ruhe die Kleider der Toten. Eingenäht in das Futter der fremdartigen Jacke des älteren Mannes fand er Papierscheine, mit fremden Zeichen bedruckt. Er wusste nicht, ob dies das Geld der Fremden war, aber es musste wertvolles Papier sein, sonst hätte der tote Teufel es nicht an seinem Leib versteckt. Mit seinem Messer schnitt er die glänzenden Knöpfe von der Jacke der Frau, denn auch sie sahen kostbar aus, und verließ das Haus, kurz bevor das Dach brennend einstürzte.

Als die Stadt sich wieder beruhigt hatte, vertraute Chang sich einem Geldwechsler an, und er bekam vierzig Tael für die fremden Papiere, Geld genug für einen Mandarin. Jetzt, da er seinen Traum wahr machen konnte, war es ihm leid, das gute, schwere Geld den Huren hinzuwerfen. Stattdessen ging er zu einem Pfandleiher, den er im Teehaus kennengelernt hatte, und bot ihm das Geld gegen Zinsen an, denn Geld zeugt Geld, das ist bekannt. »Ich muss Geld verdienen, denn es ist Zeit, dass ich eine Frau nehme und Söhne habe«, erklärte er dem Pfandleiher, der höflich lächelnd zuhörte. »So ist es, so ist es«, sagte er bestätigend. Er schrieb ein Papier, das Chang leider nicht lesen konnte, und behielt das Geld mit dem Versprechen, ihm monatlich ein Silberstück als Zins auszuzahlen. Er selbst verdiente sechs Silberstücke an der Summe, aber das wusste Chang noch nicht, obwohl er zu klug war, um ewig Lastträger zu bleiben.

Es erschienen fremde Schiffe im Hafen, Kanonen donnerten, und Regimenter fremder Soldaten kamen aus den Schiffsbäuschen. Sie sahen einer genauso wie der andere aus, und sie marschierten so steif, als wären sie nicht lebendige Leute, sondern

aus Holz gemacht, um das Volk zu erschrecken. Ein paar große Kriegsherren kamen mit ihnen und übernahmen den Befehl über die Stadt. Die Soldaten begannen bald darauf, Befestigungen zu bauen, und es war nicht mehr davon die Rede, alle Fremden Teufel zu töten, denn es waren ihrer zu viele, und sie trugen Feuerstöcke über der Schulter.

Es geschah eines Nachts, als Chang friedlich summend am Hafen saß und in den Himmel schaute, an dem der Mond empor-schwebte wie ein Boot, dass er Streit mit ein paar der fremden Soldaten bekam. Er war ausnahmsweise nicht in der Stimmung für eine Rauferei, denn die Nacht war schön, und er fühlte sich gut und zufrieden wie der kleine Mensch in dem Zeichen, der sich an den Himmel lehnt; aber die Soldaten, drei junge Kerle mit leeren Augen, waren betrunken und voll Mut, und sie wollten der Welt ihre großen Gesichter zeigen. Zuerst stießen sie Chang mit den Füßen an, sodass er das Gleichgewicht verlor und von der steiner-nen Hafenböschung ins Wasser fiel. Es schmeckte nach Schlamm und dem Schmutz der neuen, städtischen Abflüsse, und er kam triefend, atemlos, aber sehr zornig wieder heraus. Die Soldaten standen noch da, lachend, und riefen Dinge in ihrer barbarischen Sprache zu ihm hinunter. Chang Ah Tai trocknete das Wasser aus seinen Augen und sah sich die Soldaten an. Sie trugen kleine Schwerter an der Seite, aber sie hatten ihre Feuerstöcke nicht mit-gebracht. Er besann sich auf den Donner der Schiffskanonen und wollte weggehen, triefend und beleidigt, wie er war. Sie riefen et-was hinter ihm her, und er hörte ihre lauten, hartsohligen Füße, die ihm folgten. Schmutzige Barbaren, dachte er, denn so waren sie in vielen Edikten genannt worden. Sie holten ihn ein, und ei-ner verstellte ihm den Weg. Chang stieß ihn beiseite. Der Soldat fluchte, und zwar tat er es in Changs Sprache. »Eine Hure hat dich geboren, Vaterloser!«, rief er laut und deutlich. Chang hatte seine Mutter nicht gekannt, und er überlegte nicht, dass der Soldat den einzigen chinesischen Satz schrie, den er kannte. Er hob den Arm und schlug den Soldaten nieder wie mit einem Eisenhammer. Die

zwei andern rissen ihn zu Boden. Er wehrte sich, denn nun war er voll Wut und Stärke. Er kniete auf der Brust des einen, drückte ihm seine Daumen in die Augenhöhlen und schlug seinen Schädel oft und mit aller Kraft gegen die steinerne Hafeneinfassung. Er spürte, wie der Mann unter ihm schlaff wurde und starb. Ihm selbst lief kalter Schweiß in den Mund, aber er stand auf, stieß die zwei andern zurück und rannte davon. Er hatte einen guten Atem und kannte den Hafen. In einem kleinen Boot unter dem Bug eines großen Schiffes versteckte er sich. Am nächsten Morgen wurde der Hafen nach ihm abgesucht. Seine Freunde von der Trägergilde hielten ihn für ein paar Tage versteckt, dann bekamen sie Angst. Sein bester Freund riet ihm zur Flucht, denn nun hatten die Fremden eine Belohnung auf seinen Kopf gesetzt, und es war sicher, dass jemand ihn verraten würde. Es war Herbst, mit grauen Nebeln über dem gelbroten Gebüsch der Laubhänge, als Chang sich wieder auf der Wanderschaft befand. Der Pfandleiher hatte sich geweigert, Changs Freunden seine vierzig Tael auszuliefern, und Chang selbst hatte es nicht gewagt, sich dem Mann in die Hände zu geben. Der Verlust schmeckte bitter. Aber anstatt sich zu kränken, gab er ihm einen neuen Antrieb, so wie damals der missglückte Besuch im Hurenhaus.

Zu Anfang des Winters schloss Chang sich einer Bande von Banditen und Räubern an, die im Gebirge in ein paar Hütten lebten. Es waren arme, frierende, hungrige Räuber, und was sie aus den Bauern der Gegend herauspressen konnten, war wenig. Ihrem Führer hatten sie den Namen Hung Tsi gegeben, der Rote, weil auf seiner linken Backe ein großes Feuermal saß. Er war ein Mann von langsamem Verstand und einer, der viel essen musste, um stark zu bleiben. Mager und abgezehrt war er und erzählte prahlerische Geschichten über den Mut und die Kraft, die er in vergangenen Abenteuern bewiesen hatte. Chang lachte ihn aus, denn er selbst spürte Hunger nur im Bauch und nicht in den Muskeln seiner Arme oder in der Unternehmungslust seines Herzens. Da die Bauern des Distriktes sich beim kaiserlichen Präfekten be-

klagt hatten, wurde eine Horde Soldaten gegen die Räuberbande ausgeschildt, und den Bauern tat es leid, dass sie das neue Übel zum alten gefügt hatten.

Bei einem Zusammenstoß wurde der Rote getötet; Chang brachte den Rest seiner Bande in Sicherheit und wurde ihr Führer. Im Frühjahr zog er mit ihnen flussaufwärts zu dem Berg und dem Tempel, den er kannte. Aber sie bewegten sich nicht an den viel begangenen gepflasterten Uferstraßen, sondern auf versteckten Wegen in den Hügeln. Chang hatte bessere und größere Pläne, und er war es müde, arme Bauern um ein Brot oder eine Handvoll Mehl zu pressen. Die Gegend war voll Elend, denn die Seidenwürmer waren krank geworden und gestorben, und die Maulbeerbäume nahmen sinnlos den Platz ein, wo Getreide gebaut werden sollte.

Es musste sich in den Jahren der Wanderschaft, der Rastlosigkeit und der harten Arbeit ein Ehrgeiz in Changs Herzen aufgestaut haben wie ein tiefes Wasser, dessen Grund nicht zu finden war. Er konnte es nicht aushalten, zu bleiben, wo er war, er musste fort zu etwas anderem. Vielleicht kam diese ungewöhnliche und seltene Friedlosigkeit davon, dass er auf einem fahrenden Boot, auf fließendem Wasser, gezeugt und geboren war. Wie immer dem sei, Chang Ah Tai als Führer einer Räuberbande gab sich nicht mit Geringem ab, sondern holte aus zu einem großen Schlag.

Er hatte in dem Dorf am Fuß des Tempelberges und unter den Trägern Spione, die ihm meldeten, wenn besonders reiche und vornehme Pilger ankamen. Auf diese Weise erfuhr er von der Wallfahrt des Bankiers Wu Tsing, der mit einigen Begleitern, aber ohne eigene Träger, mit dem Schiff angekommen war. Chang hielt seine Leute zurück, bis der Bankier seinen Aufenthalt abbrach und in der Dämmerung vom Tempel herabgetragen wurde. Er überfiel den Transport, die Träger liefen davon, denn sie waren mit im Spiel, die Begleiter des Bankiers wehrten sich gerade genug, um ihr Gesicht zu wahren, und flüchteten in

eine Dschunke. Von einem entfernten Dorf aus nahmen sie Verhandlungen wegen des Lösegeldes auf und schickten Nahrung und warme Decken für den Gefangenen, der von zarter Gesundheit war. Chang Ah Tai tat sein Bestes, um den Bankier wie einen Gast zu behandeln, während seine Mittelsmänner mit den Mittelsmännern von Wu Tsings Familie in dem Dorf am Fuß des Tempelberges verhandelten. Er bediente ihn, erzählte ihm die Geschichten und Witze, die er auf seinen Wanderungen auf gelesen hatte, und es war schade, dass der Bankier aus dem Süden seine nördliche Sprache kaum verstand. Er spielte Pai Ku und Mah-Jongg mit ihm, Spiele, die er in den Teehäusern von Kiaochow gelernt hatte, und er saß mit leerem, nassem Mund dabei, wenn Wu Tsing die Speisen aß, die für ihn geschickt worden waren und die Chang redlich ablieferte. Auch Opium schickte die fürsorgliche Familie, und in der harmonischen Laune, in die der Rauch den Bankier versetzte, fand er zuletzt ein großes Gefallen an dem riesenhaften, jungen Räuber.

Wu Tsings Geschäfte gingen nicht zum Besten. Seine Gesundheit und Arbeitskraft waren durch Opium untergraben. Die Ärzte hatten ihm geraten, das Rauchen aufzugeben, und das hatte ihn mit argen körperlichen Schmerzen und großer Unruhe erfüllt. So war er zu dem großen Tempel gewallfahrtet, um sich Stille des Herzens und Gleichmäßigkeit des Gemütes zu erbitten und genug Stärke, um dem Übel entsagen zu können. Er hatte zur Pfeife gegriffen, als seine drei Söhne gestorben waren und er den Kummer nicht ertragen konnte.

Chang überdachte alles, was der Bankier ihm erzählte. Er dachte so inständig darüber nach, dass er nicht schlafen konnte. Als er genug gedacht hatte, machte er seinen Vorschlag. Er setzte das Lösegeld herunter und verlangte dafür eine Anstellung in der Bank des Herrn Wu Tsing, die sich weit im Süden, in der Stadt Hangchow am Westlichen See befand. Fantastisch wie diese Forderung zunächst erschien, so blieb doch dem Bankier zuletzt nichts anderes übrig, als sie zu erfüllen.

Vielleicht auch hatte sein müder Sinn sich dem starken, jungen Menschen so völlig zugewandt, dass er sich nicht gern von ihm trennte. Das Lösegeld wurde an Chang Ah Tais Bande verteilt, und Wu Tsing nahm Chang mit sich fort. Und damit begann der Weg, der aus Chang Ah Tai den Bankier Chang machte, einen der reichsten und einflussreichsten Männer Chinas.

»Ein Kuli, aber er hat kein Affenherz, sondern das Herz eines Löwen«, sagte Wu Tsing, als Chang der Bank die ersten zehntausend Tael einbrachte. Wu Tsing war ein müder, vorsichtiger Mann, und er hatte sein Geschäft so geführt, dass er kleine Darlehen an Geschäftsleute von gutem Ruf gab, die sicher waren, zurückzuzahlen. Aber wo keine Gefahr ist, da ist auch kein großer Verdienst, das wusste Chang, der nicht weiter zählen konnte, als seine Finger reichten. Er verstand es, rücksichtslos zu verdienen. Da er vor nichts Angst hatte, gelang ihm alles, und er errang seinen Reichtum so, wie er seine erste Schüssel Nudeln bekommen hatte: durch Gewaltsamkeit und Härte und Furchtlosigkeit. Er finanzierte die großen Familien, die Landbesitz hatten. Er beschlagnahmte ihre Felder, wenn sie nicht pünktlich zum neuen Jahr zahlten, und auf all dem Grund, den er so gewann, ließ er Opium anbauen. Eine Kiste Opium brachte über sechstausend Tael, mehr als eine Kiste Silber. Er bestach Beamte und machte sie von sich abhängig. Er half mit dem Geld der Bank, wann immer ein großer Mann, ein Magistrat, ein kaiserlicher Präfekt, es nötig hatte, um sein Gesicht zu behalten, und sie nannten sich daraufhin seine Freunde und dienten ihm in jeder Weise. Wu Tsing war zu seiner Opiumpfeife zurückgekehrt und ließ seinen jungen Teilhaber gewähren.

Für Chang, der aus dem Norden nach dem Süden kam, war es zunächst wie eine Reise in ein fremdes Land. Die Menschen sahen anders aus und redeten eine andere Sprache. Sie waren gelb und klein, und ihre Haut glänzte wie von Öl. Er selbst sah zwischen ihnen aus wie der rotgesichtige Tempelwärter im Tempel Linying, und sie lachten ihn aus, wenn er redete. Er ließ es sich

gefallen und lachte gutmütig mit, lauter als sie alle. Nach einiger Zeit begriff er, dass er kein Fremder war, sondern schließlich auch ein Sohn des Han wie die Leute in Hangchow. Sein Chef, der Bankier Wu Tsing, gab ihm die erste Erziehung, und bald glänzte Chang wie ein blanker Silbertael von neuer Bildung und Höflichkeit. Als er begann, sich und die Bank reich zu machen, gab Wu Tsing ihm einen neuen, guten Namen. Von nun an nannte Chang sich nicht mehr Ah Tai, was eine achtungslose Bezeichnung war, gerade gut genug für einen elternlosen Kuli, sondern Bo Gum, das köstliche Gold.

»Ich bin reich genug, um mir Augen, Ohren und Verstand zu kaufen«, prahlte Chang Bo Gum. Er sandte um den armen Dorflehrer, in dessen Haus er einst gelernt hatte, die ersten acht Zeichen zu lesen. Der Lehrer kam dankbar, und Chang siedelte ihn mit seiner ganzen Familie in einem Außenhof seines Hauses an, denn auch ein Haus hatte er nun erworben. Es war das alte, ausgebreitete Haus einer großen Familie, die zugrunde gegangen war und es verfallen ließ. An den Außenmauern waren noch Reste der roten Bemalung zu sehen, Zeichen ehemaliger kaiserlicher Gunst. Das Haus lag an einem Hügelhang, nahe dem See, es hatte Höfe und Gärten, Bambus und Föhren, Teiche und winzige Brücken, Felsengruppen, künstlich aufgebaut, und schmale Wandelgänge und Galerien, die Häuser und Pavillone verbanden.

Der Lehrer verstand sich zwar schlecht auf den Dialekt dieser südlichen Gegend, aber er machte zierlich Gebrauch von der Mandarinsprache der Gebildeten, und etwas von dem Glanz seiner Erziehung fiel auch auf Chang, ebenso wie Changs Gold seinen Abglanz auf die Existenz des armen Lehrers warf. Chang Bo Gum nahm ihn überall mit, wo es darauf ankam, Papiere zu lesen. Er benützte ihn, wie alte Männer mit schwachen Augen ihre Brillen benutzen. An den Abenden aber saß er wie ein Kind mit Papier und Pinsel und lernte die schwere Kunst des Lesens und Schreibens. Er hatte es nicht nötig, zehntausend Zeichen zu kennen wie ein Student; nach einem Monat konnte er die meisten der

zweihundertvierzehn Hauptzeichen unterscheiden, und nach einem Jahr wusste er etwa sechshundert Buchstaben; genug, um die Zeitungen, die Edikte, die Schilder und die Kontrakte zu lesen, die seines Weges kamen.

Wieder schickte er Boten nach der Provinz Shantung und befahl ihnen, nach dem Boot der Familie Chang zu forschen, das auf dem großen Fluss zwischen Senkuang und Gantsing Lasten beförderte. Der Lehrer schrieb einen schön geformten Brief, in dem Chang seiner Familie mitteilte, dass sein Haus Raum für sie alle habe und dass er, Chang, der Bankier, sie einlade, ihm die Freude und Ehre zu erweisen, seinen Reis zu essen. Da die Flussleute nicht lesen konnten, gab Chang seinen Boten die gleiche Nachricht noch in kürzeren Worten mit, und etwa drei Monate später, am vierten Tag des siebenten Mondes, kamen zwei seiner Boten zurück und meldeten, dass die ehrenwerte Familie des großen Herrn soeben durch das nördliche Stadttor gekommen sei. Chang ließ seine Sesselträger beordern, zog sein glänzendes Gewand an, und auf den Schultern seiner Kulis, in seinem eigenen Palankin, kam er seiner Familie entgegen. Er hatte zur Vorsicht elegante Kleider in Menge seinen Boten mitgegeben und ihnen eingeschärft, die Verwandten in standesgemäßer Weise in die Stadt einzuführen. Und da waren sie nun, sieben Bäuche, die Kinder eingerechnet; sein alter Onkel, mager und krumm, der jüngere Onkel mit Frau und Söhnen und die uralte Großmutter, die blind war und im Boot immer wie ein kleines schmutziges Kleiderbündel auf dem Boden gelegen hatte. Seine Schwester, krumm von der Arbeit, dürr wie eine Wurzel, in einem gestrickten Kleid, mit einem Fächer in der Hand, hustend und spuckend. »Selbst der Kaiser hat Verwandte mit Strohsandalen«, zitierte der Lehrer das alte Wort. Sie alle waren mit Stummheit geschlagen, als sie durch das metallbeschlagene, schwarze Tor in den ersten Hof von Changs Haus getragen wurden und der Torwächter sich vor ihnen bückte und ausrief: »Die große, ehrenwerte Familie des großen Herrn Chang ist gekommen!« Die Männer waren braun

wie Holz und ihre Hände verbogen von schwerer Arbeit, und die Frauen und Mädchen hatten große Füße, die nie gebunden worden waren; aber Chang war ein zu starker Mann, um sich ihrer zu schämen. »Auf einem Boot bin ich geboren, ein Lastkuli bin ich gewesen«, sagte er oft ohne Scheu, und es klang fast wie Prahlerei. »Aber die Kraft meiner Ahnen, die in mir ist, hat mich auf den Platz eines reichen Mannes gestellt.« Er ordnete Ahnentafeln an und stellte sie auf, sodass er sich täglich vor ihnen verbeugen konnte, wie es in großen Familien üblich ist. Und da er viel Hunger gelitten hatte, so standen immer reichliche Opfer von Reis und Früchten vor dem Altar. An bestimmten Festtagen aber bot er den Vorvätern ganze gebratene Ferkel an. Für die alte Großmutter kaufte er einen guten Sarg und ließ ihn neben ihr Bett stellen, damit sie sich freuen solle. Und wenn sie auch blind war, so tastete sie doch mit ihren knorrigen Händen über das Holz und kicherte geschmeichelt wie ein junges Mädchen. Nur der alte Onkel konnte sich nicht enthalten zu sagen: »So bist du zu den Reisfressern übergegangen und hast bei den Zwergen dein Glück gemacht.« Und das sagte er, denn wenn Chang schon in der Provinz Östlich-der-Berge über die Leute herausgeragt hatte, so ging er hier im Süden wie ein Riese im Zwergenland umher. Zwei gute Köche hatte er ins Haus genommen, und bald wurde er so schwer und fett, wie er groß war, denn nun aß er alle die Speisen, von denen er zuvor nur geträumt hatte. Wu Tsing aber, der alte Bankier, nannte ihn Sohn und lobte ihn für alles, was er tat.

In der Unruhe und Wurzellosigkeit seiner Jugend war Chang längst über die Jahre hinausgewachsen, da seine Eltern ihn hätten verheiraten sollen, wären sie am Leben gewesen. Sein verunglücktes Abenteuer mit den Huren in Kiaochow hatte er ausgemerzt, und es gab hübsche, junge Sklavinnen genug in seinem Haus, die ihm für eine Handvoll Kupfer verkauft worden waren. Aber nun wurde er ungeduldig danach, Söhne zu zeugen, und Wu Tsing schickte seine eigene Frau aus, um die richtige Braut für Chang zu finden.

Lilien, die Lotosblume, war die Tochter eines Magistrats, dem die kaiserliche Auszeichnung des Korallenknopfes an seiner Mütze zuteilgeworden war. Es hieß, dass Lilien sechzehn Jahre alt und von feinsten Bildung sei. Obwohl noch kein Mann sie gesehen hatte, da sie stets im inneren Hof ihres Vaterhauses sich aufhielt, war durch Sklaven und Sklavinnen das Gerücht ihrer Schönheit auf den Märkten und Straßen herumgetragen worden. Als Kind war sie einem Vetter dritten Grades verlobt, aber der junge Mann wurde auf einer Reise nach der nördlichen Hauptstadt, wo er sein drittes Examen ablegen sollte, in einem Gasthof am Weg beraubt und getötet. So war sie frei für andere Bewerber. Chang Bo Gum hatte seinen Willen dareingesetzt, mit dem Haus eines Beamten und Literaten verwandt zu werden. Liliens Vater, einer der größten und feinsten Herren der Provinz, war durch verschiedene Umstände in schwere Schulden geraten. Er hatte mit seinen Mitteln der Familie des getöteten Verlobten beistehen müssen, als sie Soldaten ausstattete, um die Mörder zu fangen und hinzurichten. Auch war er einer der wenigen gewesen, die dem alten, strengen, kaiserlichen Edikt gegen Opium gehorcht und auf ihren Ländereien den Anbau von Mohn aufgegeben hatten. Da er keinen Sold bezog, war er wie alle andern Beamten darauf angewiesen, durch die Macht seiner Stellung Geld aus den Leuten zu pressen. Aber der Magistrat hatte eine sanfte Hand und konnte keine Faust machen. Seine Einkünfte waren weniger geworden von Jahr zu Jahr, während er doch die Größe seines Haushaltes, den Luxus der Leichenbegängnisse, die Zahl seiner Diener, Sklaven und Kulis nicht einschränken, die kostspielige Gastfreundschaft und die Zahl der Geschenke, die er gab, nicht verkleinern konnte, ohne sein Gesicht zu verlieren. So hatte er da und dort große Summen ausborgt, die ihm mit großem Entgegenkommen gegeben worden waren. Viele der Geldverleiher mochten nicht an eine Rückzahlung gedacht, sondern sich mit den Zinsen zufriedengegeben haben und mit dem Vorteil, den es brachte, einem Magistraten zu Diensten zu sein. Von allen diesen Leuten hatte Chang diese

Schulden an sich gebracht, und das gab seiner Bewerbung keinen geringen Nachdruck. Changs Rücksichtslosigkeit beim Eintreiben von Schulden war zu bekannt, und der Magistrat wusste, dass der Neujahrstag nicht vorbeigehen würde, ohne ihn Würde und Gesicht zu kosten, wenn er der Bank nicht zahlen könnte. So nahm er mit höflichem und undurchdringlichem Lächeln die unerwünschte Bewerbung an. Als er seine Tochter dem ehemaligen Kuli übergab, mochte er fühlen wie ein armer Mann, der sein Kind als Konkubine verkauft. Aber äußerlich ließ sich der feine, abgeklärte Mandarin nichts anmerken, die Papiere wurden unterzeichnet, und die Hochzeit fand mit allem Pomp statt. Die roten Atlasvorhänge des Palankin, in dem Lilien zu dem Haus ihres Mannes getragen wurde, waren so reich mit Gold gestickt, dass alle Leute auf den Straßen stehen blieben und ihre Bewunderung in lauten Rufen kundgaben. Auch folgte ein endloser Zug von Trägern mit Kleidern und Hausgerät, das teils für diese Schaustellung gemietet war und teils in der Tat zur Ausstattung der Braut gehörte. In den Tagen vor der Hochzeit wurden alle Geschenke im Haus des Magistrats ausgestellt, Besuche kamen und gingen und bewunderten die Haarnadeln und den Schmuck aus kostbarem Jade, den der Bräutigam seiner Braut geschickt hatte. Lilien aber saß mit ihren jungen Freundinnen und weinte, denn so verlangte es die Sitte, außerdem hatte sie große Angst vor dem Mann, von dem es hieß, dass er aussah wie ein riesiger Dämon.

Als Chang Bo Gum mit seiner Braut auf der Matte vor dem Ahnenaltar kniete und Wein und Reis mit ihr teilte als Zeichen der Vereinigung, da war er wieder so aufgeregt wie damals im Haus der Huren, und wieder sah er nichts als die winzigen Füßchen in den gestickten Schuhen. Auch Lilien schlug ihre Augen nieder, es ging ein bezauberndes Duften von Parfüm von ihr aus, und etwas später sah Chang auch ihre Hände: Finger wie geschnitztes Elfenbein. Seine Brust füllte sich mit einem großen Lachen. In der Vertrautheit der Nacht, hinter den zugezogenen Vorhängen des Ehebettes, nahm er sie zur Frau, und es machte ihn im-

mer wieder lachen, zu fühlen, wie klein und fein gedrechselt sie war, ihre Haut wie feinste Seide, auf die Sonne geschienen hatte, ihre Glieder warm und nachgiebig und jung und sein Eigentum. Er konnte ihre feinen Rippen unter seinen Händen spüren, und er gab sich Mühe, nichts zu zerbrechen. Zum ersten Mal spürte er bei einer Frau das, was er sonst nur spürte, wenn er ein Kind hochhob. Aber er wusste nicht, dass es Zärtlichkeit war.

Lilien diente ihm von da an mit großer Höflichkeit, und er erappte sich zuweilen dabei, dass er über sie nachdachte. Er hätte gerne gewusst, ob sie froh war oder trübe, ob sie ihn leiden mochte oder ob sie Angst vor ihm hatte. Aber ihre Augen blieben niedergeschlagen, ihre Stimme sanft und ihre Gebärden voll feinsten Bildung und Höflichkeit, die nichts verriet. Da Chang nun diese seine Frau in seinem Bett hatte, kümmerte er sich wochenlang nicht um die Sklavinnen in den Höfen, und jedes seiner Glieder schien seine eigene Fröhlichkeit und Zufriedenheit zu besitzen. Auch begann er in dieser Zeit zum ersten Mal zu sehen, dass sein Haus nicht nur teuer und vornehm, sondern auch schön war. Die Fußböden mit Ning-po-Politur spiegelglatt gerieben, die Pfeiler, auf denen die schmalen Außengänge ruhten, rot lackiert, Fische mit Schleierschwänzen in den kleinen Teichen, Blumen und Bäume, Schatten und Duft in allen Höfen. Das Haus stand auf einem Hügel, und von der Galerie im dritten Hof konnte man auf den See hinunterblicken. Jenseits des Sees ragte fern eine schmale, hohe Nadelpagode auf, die Hügel lagen zufrieden in der Dämmerung, das Wasser war still und glatt, von dem Pavillon in der See mitte bewegten sich Menschen, winzig, mit Laternen, über die Brücke-der-neun-Windungen durch den Abend uferwärts. Wildgänse zogen hoch oben dahin mit weichem Flügelschlag, Sinnbild der Ehe. Von den Booten am See wehten Musik und fernes Gelächter. In das Eingangstor seines Hauses ließ Chang das Symbol Yin und Yang schnitzen und mit Gold und Rot bemalen, und diesmal hieß es Mann und Frau. Sein Leben fühlte sich rund und ge-eint an, wie die zwei Zeichen, die einander ergänzen.

Im dritten Monat seiner Ehe meldete seine Schwester, dass seine Frau ein Kind in sich trage, denn Lilien hatte Vertrauen zu der älteren Frau gefasst wie zu einer Mutter. Von ihren Fingerspitzen hatte Chang seine erste Nahrung gesaugt, jetzt diente sie seiner jungen Frau mit untertäniger Freundschaft. Es war große Freude im Hause Chang, und die Frauen ließen sich in ihren verhängten Sänften zum Tempel der Purpurwolke tragen, um die Geburt eines Sohnes zu erbitten. Chang, im ersten Schwung seines Stolzes, lud Freunde ein, es wurde viel gegessen und noch mehr getrunken, und es gab viel Lärm und Schmutz in der Halle. Aber Chang war zu stark, als dass Wein ihm hätte etwas antun können, und am nächsten Morgen ging er mit hartem, klarem Kopf seinen Geschäften nach. Aber der sanfte Glanz und die Stille der ersten Wochen waren verflogen, und bald besuchte er wieder die Teehäuser als ein geehrter Gast und brachte leichtsinnige Mädchen ins Haus für eine Nacht oder für zehn Nächte.

Als die Zeit für die Geburt näher kam, ging Chang allein und heimlich die fünfzehn Li bis zum Felsentempel, der Im-Schatten-der-Geister genannt wird, etwas beschämt, denn Gebete waren die Angelegenheit der Weiber. Er wandte sich an den Glücksgott, Mi Lei Fo, zu dem er am meisten Vertrauen hatte, weil er fett war und lachte. Aber anstatt zu beten, Papiergeld zu verbrennen und Weihrauchstäbchen in die Behälter an seinem Altar zu stecken, drohte er dem Gott mit schlimmen Verwünschungen für den Fall, dass ein Mädchen geboren werden sollte, und versprach ihm den Wert von hundert Tael an Geistergeld und Kerzen für die Geburt eines Mannkinde. Denn Chang war ein guter Geschäftsmann und zahlte nicht für ungelieferte Ware. Der Gott schien sich Drohungen und Versprechungen zu Herzen zu nehmen, denn am siebenten Tag des achten Monates gebar Lilien einen Sohn mit goldener Haut, und als er den winzigen Mund aufriß, um zu schreien, da sahen die Frauen, dass der Neugeborene schon einen Zahn besaß, was ein großes Wunder war und auf unbegrenzte Macht in der Zukunft schließen ließ. Der Nekromant,

der den Aspekt seiner Geburtsstunde bestimmte, verhielt, dass der erste Sohn des Hauses Chang ein Führer von Tausenden sein würde, mit größerer Macht als ein Kriegsherr. Doch verschwieg er, dass die Sterne frühen Tod prophezeiten.

Der Sohn erhielt den Namen Yu Tsing, das heißt Ein Stern, weil der glänzende, kleine Zahn in seinem Mund wie ein Stern aussah und weil im Märchen der Mann mit einem Sternennal der Führer von Tausenden wurde. An seinem ersten Geburtstag kamen alle die Verwandten und Freunde, um Glück zu wünschen. Sie zeigten dem Kind allerhand Gegenstände: Geld und Jade, Pinsel und Bücher, eine Flöte und ein Schwert. Wonach er griff, daraus konnte seine Zukunft erraten werden. Aber Yu Tsing nahm nichts von dem Dargebotenen, sondern stieß mit seinen winzigen Fäustchen um sich, sodass alles hinunterfiel. Chang, der Vater, lachte laut heraus. »Er will ein Kuli werden wie sein Vater einer war«, rief er belustigt.

Zwei Jahre nach der Geburt dieses Sohnes kam ein neues kaiserliches Edikt gegen den Anbau und Gebrauch von Opium heraus, und dieses Edikt, das eine Frist von drei Jahren für die gewöhnlichen Leute setzte, aber den Beamten und Mandarinen mit schwersten Strafen drohte, die sich das Übel nicht während eines halben Jahres abgewöhnen konnten, wurde von den Verwaltern der Ortschaften, Distrikte und Provinzen sehr ernst genommen. Changs Schwiegervater setzte sich mit großer Kraft und Strenge für die Durchführung in seinem Distrikt ein und riet den Bauern, mehr Tee zu bauen, den berühmten Tee von Chekiang. Aber Chang Bo Gum, der eine Quelle riechen konnte, wenn sie noch drei Li entfernt war, hatte auch eine gute Witterung für Geld. Wurde weniger Opium angepflanzt, dann musste es teurer werden, war seine einfache Rechnung. Er besprach sich mit seinem alten Parmer, der die meiste Zeit in einem zufriedenen Halbschlaf verbrachte, und an einem der nächsten Tage ließ er sich zu dem Hause der Feuerwagen tragen, das kürzlich außerhalb der Stadt erbaut worden war. Er stieg ohne Angst in einen der häuser-

artigen Wagen, die hinter dem Kopf des drachenartigen Unge-
tüms hingen, und reiste nach der Stadt am Meer, Shanghai.

Schon vorher hatte Chang Bo Gum in seiner Bank öfter mit den Fremden zu tun gehabt, wenn sie Grund pachten wollten, der im Besitz der Bank war. Er machte gern Geschäfte mit ihnen, denn sie waren zu dumm, um den Preis herunterzuhandeln, man brauchte keine Zeit an Höflichkeiten zu verlieren, da sie selbst nichts von guten Manieren wussten, und was sie versprachen, das hielten sie. Er lachte darüber, dass seine Freunde die Fremden Teufel nannten, denn Teufel sind klug und schlau, und diese Rothaarigen waren gerade das Gegenteil. Sie taten unerklärliche Dinge, sammelten neugeborene Mädchen auf und fütterten sie, anstatt sie umzubringen oder zu verkaufen, sie hielten Schule für Kulikinder, deren Väter nichts dafür bezahlen konnten, sie ermunterten alle Kranken der Stadt, in ihr weißes Haus zu kommen, legten sie in gute, saubere Betten, gaben ihnen Medizin und machten sie in einzelnen Fällen sogar gesund; alles ohne Bezahlung und ohne irgendeinen sichtbaren Grund. Seit das Opiumedikt herausgekommen war, taten sie etwas Neues. Sie versuchten, denen, die Angst vor der Strafe hatten und sich das Rauchen abgewöhnen wollten, zu helfen, wenn die Schmerzen unerträglich wurden und sie vor Hunger nach dem Großen Rauch tobten und sich krümmten wie Würmer. Sie nahmen sie in ihr Haus, sperrten sie ein, gaben ihnen mildernde Medizinen und bewachten sie, bis sie von dem lasterhaften Übel geheilt waren. Lachend versuchte Chang, seinem alten Partner den Unverstand der Fremden zu erklären. »Zuerst schmuggeln sie das Gift ins Land. Mit dem Geld, das sie dafür verdienen, bauen sie ihre sinnlosen Schulen und Krankenhäuser. Dann gehen sie hin und heilen die Leute von dem Opium, das sie ihnen verkauft haben. Wenn niemand mehr im Mittleren Reich Opium rauchen wird – wo werden sie das Geld hernehmen für sich und ihre Diener?« Wu Tsing schüttelte den Kopf und konnte nichts sagen als: »Sie sind Teufel, und sie sollten vertrieben werden.«

Chang hatte einen seiner Neffen in die Schule der Fremden geschickt, damit er ihre Sprache lerne. Nun hatte er den jungen Mann in seine Bank genommen, damit er ihm bei den Verhandlungen mit den Fremden als Dolmetscher diene. Aber er traute ihm nicht ganz und war sicher, dass er mehr verdienen könnte, wenn er sich selbst auf die Sprache verstünde. So ließ er sich von dem Neffen die Schriftzeichen und die Worte dieser dummen Teufel erklären und fand bald heraus, dass sie in Wahrheit Barbaren waren, wie sein geehrter Schwiegervater immer sagte. Ihren Bauch voll Buchstaben konnte ein dreijähriges Kind in einem Tag sich merken; und ihre Sprache war arm und hatte nur einen Ton und ein Wort, wo die eigene Sprache fünf Töne und fünfzig Wörter hatte. Um dieser Armut abzuhelpen, verbogen und verwickelten sie ihre Wörter, damit sie wie etwas Feines aussehen sollten; aber für diese Verbiegungen verlor Chang keine Zeit.

In dem Wagen, der ihn schneller als ein Sturm davontrug, saßen zwei Fremde, die er noch nie gesehen hatte. Chang versuchte seine Sprachkenntnisse an ihnen, und nicht nur verstanden sie ihn, sondern sie schienen von Freude überwältigt, dass er mit ihnen reden konnte. Er trank Tee mit ihnen, in dem Jasminblüten schwammen, und ein Diener ging herum und goss dampfendes Wasser nach, sooft er ausgetrunken hatte. Chang hatte dem Beamten im Stationshaus nicht geglaubt, dass die Reise nach der fernen Stadt wirklich nur so kurz dauern konnte, wie er behauptete. Daher hatte er einen Diener mitgenommen, der zitternd in einer Ecke saß und in einem großen Bündel Essensvorrat für seinen Herrn auf dem Schoß hielt. Chang lud die Fremden ein, an einer Mahlzeit teilzunehmen, und es wurde zuletzt ein Fest, an dem alle Mitfahrenden ihre Freude hatten. Die Fremden brachten Flaschen zum Vorschein, in denen sie ihre starke, brennende Sorte von Wein hatten, und wäre Chang nicht ein Riese im Trinken gewesen wie in allem andern, dann hätte sich sein Kopf gedreht. Sein Diener jedenfalls, obwohl er nichts getrunken hatte, wurde krank von der Schnelligkeit und übergab sich in der Ecke.

Zwei andere Reisende fielen auf den Boden und schliefen dort ein, während Chang Melonenkerne kaute und die Schalen geschickt auf sie spuckte.

Obwohl es in Shanghai sehr viel zu wundern gab, verbrachte Chang keine Zeit mit Wundern. Er war zufrieden, dass es Häuser gab, so groß unter den Häusern, und Schiffe, so groß unter den Schiffen, wie er selbst unter den Männern war. Er suchte Wu Tsings Geschäftsfreunde auf, die ihn wieder bei ihren Geschäftsfreunden einführten. Er fand, dass, wo er zehntausend Tael verdient hatte und sich für groß gehalten, da verdienten diese Banken hunderttausend. Shanghai war das offene Tor, durch das Opium ins Land einströmte. Die Fremden hielten sich nicht an das Edikt, und die Gesetze, die aus der nördlichen Hauptstadt kamen, galten ihnen nichts. Auch ging ein unterirdisches Gemurmel von Unzufriedenheit durch die Chinesenstadt von Shanghai, und Chang vernahm zum ersten Mal, dass einige Provinzen entschlossen seien, die Herrschaft der Mandschu abzuwerfen. In einem Teehaus stand ein junger Mann auf, der zu viel gelben Reiswein getrunken hatte, und hielt eine Rede. »Wie lange wollen wir noch mit langen Zöpfen herumlaufen wie gezeichnete Sklaven oder wie Büffel, denen ihr Herr ein Merkmal eingebrannt hat? Als Zeichen der Unterwerfung haben die fremden Unterdrücker uns dies anbefohlen, und wir gehorchen wie Schafe. Ein Zopf auf dem Hinterkopf eines Chinesen ist wie ein Zeichen: Sklave der Mandschu. Wer regiert das Mittlere Reich? Der Alte Tiger? Die Palasteunuchen in Peking, die Mandarine, die uns das Mark aus den Knochen pressen, damit sie fett und faul werden? Wann wirst du erwachen, China, und die Ketten abschütteln?«

Chang fühlte verblüfft nach seinem langen, glatten Zopf, auf den er immer stolz gewesen war. Man lernt Neues in dieser Stadt, dachte er verwundert. Ein älterer Mann mit den krummen Schultern des Scholaren sagte halblaut, und seine Stimme klang vernünftig nach den großen Worten, die der Junge in den Mund genommen hatte: »Konfuzius lehrt: Ein guter Mann im Dienst des

Herrschers ist immer bestrebt, die äußerste Treue in Gegenwart seines Herrn zu zeigen, und überdenkt in seiner Mußzeit, wie die Fehler gutzumachen sind, die sein Herr begangen haben mag.« Der junge Mann sprang nochmals auf. »Konfuzius hat unsre Behörden nicht gekannt«, schrie er. »Er hat nicht gelehrt, dass wir Dieben und Erpressern gehorchen sollen, die unsere Reisschüsseln zerbrechen. Er hat gelehrt: Widersetze dich dem falschen Befehl.« Seine Stimme schlug um vor Erregung, in einer Ecke krächte jemand, wie ungeschickte, junge Hähne krähen, jemand rief: »Ohne Zöpfe wird man uns auslachen wie schwanzlose Hunde«, und alles löste sich in Gelächter auf.

Am nächsten Morgen kaufte Chang sich Zeitungen, chinesische sowohl wie englische, und nach drei Tagen verstand er ein wenig von Aktien und vom Lesen des Kurszettels. Auch fand er, dass der elegante Mann in der Stadt seine Hosen nicht an den Fußgelenken zuband und dass die Jacken ohne Ärmel getragen wurden. Er besuchte eine Barbierstube, dergleichen er noch nie gesehen hatte, bezahlte mit Silber anstatt mit Kupfer und duftete noch nach Tagen lieblich wie eine Hure. Er hatte viel Vergnügen in der Stadt, mit Freunden und Gelagen, mit Essen und Trinken, mit Sing-Song-Mädchen und mit Fahrten in den offenen Kutschen, die von zwei Ponys gezogen wurden. Er sah viel Neues in diesen Tagen, dass er sich nicht wunderte, als die Fremden ihm erzählten, dass es Wagen gäbe, die sich selber zögen, und dass Menschen in neuartigen Rikschas in den Himmel geflogen und lebendig wieder heruntergekommen seien.

Da er so viel mit Opium zu tun hatte, wollte er gern wissen, was für eine Bewandtnis es mit dem »Erdigen Rauch« hatte, dass er so vielen Menschen lieber war als Essen und Beischlaf. Mit einem seiner neuen Freunde besuchte er eine Opiumschenke, schnupperte den süßlichen Geruch, der dünn und zart zwar über allen Häusern und Straßen des Landes lag, als ob die Mauern sich damit vollgesogen hätten, der aber hier so dick war, dass man ihn fast greifen konnte. Er legte sich auf eine Bank, stützte seinen

Kopf auf die harte Nackenrolle und schaute dem zierlichen Jungen zu, der ihm das Opium röstete. Er zog zweimal an der Pfeife, ließ sie wieder füllen, zog, ließ füllen; es schmeckte nicht gut und nicht schlecht, und er wartete auf den Zauber, der sich begeben würde. Aber nichts geschah, und nach der fünften Pfeife war Chang genauso nüchtern, wie er vorher gewesen war. Er wurde nicht gescheit und erregt wie manche, nicht schläfrig wie andere. Opium machte ihn weder philosophisch noch betrunken, sondern es ließ ihn, wie er immer war: ein lustiger, gewaltiger Riese. Er stand auf, stieß den Tisch mit der Opiumlampe beiseite, gab dem Jungen ein paar Münzen und ging lachend davon. Zu Hause klopfte er seinen gewaltigen Brustkasten und dachte: Ich bin stärker als der Große Rauch. Bevor er in die Stadt am Westlichen See zurückkehrte, hatte er seine Bank den Banken angeschlossen, die sich zusammentaten, um den Opiumhandel in die Hand zu nehmen, und er hatte eine Kiste mit zwölf Flaschen Whisky erstanden, das heiße Getränk der Fremden, an dem er besonderen Gefallen fand.

So gut hatte der Besuch in Shanghai ihm gefallen, dass er nach dem Tod seines Partners, des Herrn Wu Tsing, seine Bank nach Shanghai verlegte und viel Geld in Grundstücken dort anlegte.

Wie er es vorausgesehen hatte, so stieg der Opiumpreis ins Wolkenhohe, und er verdiente gut privat und auch für seine Klienten. Er sah, wie die Stadt sich dehnte und streckte wie ein junges Tier, das wachsen will, und er roch Geld im unbebauten, baren Grund. Bald kam es so, dass Chang Geld verdiente, was immer er anrührte. Die Revolution fand ihn auf der richtigen Seite, denn er hatte sie kommen sehen. Die fremden Aktien, die er kaufte, stiegen. Bald war er an allem beteiligt, was es in Shanghai gab, und sein Geld arbeitete an vielen Stellen zugleich. Ihm gehörten Hotels im Zentrum der fremden Stadt und die Hüten in den Vorstädten, wo die Kulis wohnten. Er hatte Baumwollaktien und Eisenbahnaktien, und er war der erste Mann, der sich ein Auto anschaffte wie die Fremden. Er war beteiligt

an einer Gesellschaft, die Rikschas vermietete, und an den ersten Kinopalästen und an einem chinesischen Theater in der Rue Edouard VII und an vielen Bordellen, chinesischen, koreanischen, japanischen und internationalen. Aber am meisten verdiente B. G., wie er bald in Shanghai genannt wurde, an den Bürgerkriegen, an den Unternehmungen der Generäle und Kriegsherren und an den Kämpfen der Provinzen gegeneinander. Einige der Kriegsherren waren seine Freunde, er trank mit ihnen, gab ihnen Feste, bei denen sie von Mädchen bedient und unterhalten wurden. Er verkaufte ihnen Waffen und Munition, verdiente daran, ließ ihnen gegen hohe Zinsen das Geld, um den Kauf zu bezahlen, dagegen verpfändeten sie ihm die Steuern, die sie aus ihren Distrikten pressten. Chang half ihnen, Steuern zu erfinden. Er dachte dabei nur an die einfachsten Dinge, die im Leben eines jeden Menschen vorkommen, Geburt, Heirat, Tod. Mit dem Geld, das er an der Sargsteuer verdiente, kaufte er der Regierung das erste Flugzeug.

Er war seinen Freunden ein guter Freund und seinen Feinden ein harter Feind. Er konnte achtundvierzig Stunden schlafen und achtundvierzig Stunden wachen, er konnte jeden Mann unter den Tisch trinken und nachher hingehen und eine komplizierte Kalkulation durchführen. An seinem fünfundvierzigsten Geburtstag wettete er, dass er in der Nacht mit zehn Huren schlafen würde, und er gewann die Wette. Ein Tross von Konkubinen, Dienern, Anhängern und Parasiten begleitete ihn überallhin. Er sah gern Hinrichtungen an, überfuhr viele Leute, Hunde und Schweine, wenn er auf den fürchterlichen Straßen Chinas mit seinem Auto daherraste; er war bei jedem Pferderennen und flog mit Leidenschaft. Er sprach gut Englisch und Französisch und verstand genug Russisch, um sich gegen weißrussische Nachtclubmädchen und Sowjetemissäre zu wehren. Er schickte und empfing viele Geschenke, riesige, schwere Silberplatten mit rühmenden Inschriften, an denen der Preiszettel noch hing. Als eine Zeitung ihn angriff, kaufte er sie und zerbrach die Reisschüsseln

der schuldigen Redakteure. Von da an nannten ihn die Blätter den Wohltäter Chinas. Er hatte das Geld, er hatte die Kraft, er hatte die Macht.

Aber in diesem großen und gewalttätigen Leben gab es eine hohle und schmerzhaft Stelle: das war Chang Yu Tsing, der Sohn. Der einzige Sohn – denn weder mit seiner Frau noch mit allen seinen Konkubinen vermochte der Riese ein anderes Kind zu zeugen: Während Chang in Shanghai seinen Geschäften nachging, im Land umherreiste, bald nach Kanton, wo die Revolutionäre regierten, bald nach Peking, wo ein Kriegsherr nach dem andern herrschte und wo von Zeit zu Zeit sogar ein Kaiser eingesetzt wurde; während sein Leben einen immer weiteren Kreis umschloss, blieb das Haus am Westlichen See fast unberührt und unverändert. Hinter dem schwarzen, zweiflügeligen Tor streckten sich Höfe und Häuser, lebte die Familie, arbeiteten die Diener und Sklavinnen, brannte Weihrauch vor den Ahnentafeln, verblühte Lilien. Aber Yu Tsing, der mit einem Zahn im Mund zur Welt gekommen war, wurde nicht der Mann, den sein Vater sich wünschte. Nicht auf dem Fluss war er geboren, sondern in einem seidenen Bett, und je älter er wurde, je ähnlicher wurde er seinem Mandarin-Großvater. Er zahnte schwer und ging als Kind durch viele Krankheiten. Jedes Mal, wenn Chang die Nachricht erreichte, dass sein Sohn krank sei, brach er alle Geschäfte ab und reiste heim. Er versuchte, seinen schweren Schritt und seine große Stimme leise zu machen, und er setzte sich an das Bett des fiebernden Sohnes und wollte ihm von seiner eigenen Kraft einblasen und abgeben. Aber das Kind schaute ihn ernsthaft an und lächelte nicht, wenn es den Vater sah. Es hatte die schmale Brust, die gebeugten Schultern und das Elfenbeingesicht der alten Scholarenfamilie. Kurz nach seinem dritten Geburtstag begann er nach den Zeichen zu fragen, die auf den Hängerollen an der Wand geschrieben standen. Obwohl er gegen seinen Vater immer höflich und respektvoll war, sah es doch aus, als fürchte er sich vor ihm. Chang gab sich große Mühe um diesen seinen Sohn,

größere Mühe, als er sich je um einen Menschen oder eine Sache gegeben hatte. Aber sie blieben wie an den zwei Ufern eines breiten Flusses und kamen einander nicht näher.

Der alte Lehrer wohnte noch immer in einem der äußeren Höfe, und auch sein Sohn, der ebenfalls Lehrer geworden war. Von diesen beiden lernte Yu Tsing bald die ersten Zeichen, die zweihundertvierzehn, die seinerzeit auch sein Vater gelernt hatte, und die ersten Lehren des Konfuzius. Chang war dagegen. Seit der Revolution war Konfuzius abgeschafft, und es gab besseres Lernen als das papageienmäßige Auswendigwissen der Scholaren. Im Haus waren zu viele Frauen, und Yu Tsing hatte keine Männer um sich, an denen er sich messen konnte oder mit denen er hätte kämpfen müssen. Seine Mutter wurde immer höflicher, aber es sah aus, als brenne in ihr eine stille, hartnäckige, feindselige Flamme. Sie und das Mannkind steckten viel zusammen und hatten Geheimnisse und unterdrücktes Gelächter, das verstummte, wenn Chang dazukam. Über dem See lagen immer weiche Nebel. Yu Tsing kaute verzuckerte Lotoskerne, wie die Konkubinen es taten; er war der kostbare, einzige Erbe, das Juwel, der Verwöhnte, Geschmeichelte. Chang besprach sich mit seinen Freunden in Shanghai, und eines Tages nahm er das Kind mit sich und brachte es in der großen Stadt zur Schule der Fremden. Zwar machten sie dort einen Christen aus ihm, aber da Chang nie viel von Religionen gehalten hatte, war es ihm gleichgültig, zu welchen Göttern der Sohn betete.

Alles, was Yu Tsing von seinem Vater geerbt zu haben schien, waren der Eigensinn und die Unzufriedenheit, die den jungen Chang so weit herumgetrieben hatten. Aber diese Unzufriedenheit trieb den Jungen in die entgegengesetzte Richtung. Fort vom Reichtum, fort von den gewalttätigen Erfolgen, die sein Vater einheimste. Zu spät fand Chang, dass er seinen Sohn in die falsche Schule gebracht hatte, wo er nichts von Demut und kindlichem Respekt lernte. Chang war ein Rebell gewesen von unten nach oben. Yu Tsing war ein Rebell in der umgekehrten Rich-

tung. Ihn zog es aus der Oberschicht, der er angehörte, nach unten, zu den Armen, zu den Millionen von kleinen Männern, die China waren.

Bei jedem Aufstand war er dabei, und immer auf der falschen Seite, auf jener Seite, die seinem Vater nicht gefiel. Es ist die Jugend, dachte Chang. Jugend hat große Worte, und die Gedanken fliegen davon. Er dachte an die vielen Leute, die er getötet hatte in Yu Tsings Alter. Er selbst war zahm geworden, er tötete nicht mehr, schaute höchstens einmal bei einer Massenhinrichtung zu. Auch Yu Tsing würde sich beruhigen.

Er heiratete zwar ein Mädchen, mit dem seine Eltern ihn in der Kindheit verlobt hatten. Aber gleich nach der Hochzeit verließ er das große Haus in Hangchow und nahm seine Frau mit sich, ganz gegen die gute Sitte. Er wurde Student in Kanton. Erst nach drei Jahren zeigte er sich wieder, in einer zerfetzten Uniform, als Mitläufer der Roten. Da riss Chang die Geduld. Er schrie mit dem Sohn, der so voll Unverstand war, und es geschah das Unerhörte, dass Yu Tsing zurückschrie. Chang hob beide Fäuste und schlug auf den Jungen ein. Er befahl ihm, die unreifen Ideen aufzugeben, in die Bank einzutreten und ein nützliches Leben anzufangen. Der Sohn, grün im Gesicht und zitternd wie ein Weidenblatt, entgegnete, dass die Bank eine Pfütze sei, stinkend und schlammig und voll mit dem Blut der Armen. Diese geschmacklosen und aufgedunsenen Worte machten Chang rasend vor Wut. Er spürte sich fähig, den Sohn zu ermorden, den er gezeugt hatte. Er steckte seine Fäuste in die Ärmel und hielt sie dort fest, um ein Unglück zu verhüten. Yu Tsing hatte Nasenbluten, der Schwächling. Mit einem Zahn im Mund war er geboren worden, nun stand er da in seiner zerfetzten Uniform, blass und zitternd, und schnupfte das Blut in seine Nase zurück.

Jeder Kuli hat Söhne, die ihm gehorchen und ihn respektieren, dachte Chang, aber ich, der mächtigste Mann in Shanghai, werde von meinem Sohn beleidigt. Ein Königreich hatte er für den Nachfolger aufgebaut, und der wies es zurück.

Er gebot dem Jungen, zu gehen. Er hatte Angst, ihn totzuschlagen, wenn er ihn noch länger vor sich sah. Yu Tsing ging aus der Tür, ohne einen Gruß. Ein paar Blutstropfen waren auf dem Boden geblieben. Chang zertrat sie mit der Filzsohle seines Schuhs. Er wird zurückkommen und um Vergebung bitten, dachte er in einem Anfall sanfter Schwäche.

Aber es dauerte vier Jahre, bevor er den Sohn wiedersah.

DOKTOR EMANUEL HAIN

Emanuels Vater hatte noch Rosenhain geheißen und war der Besitzer der bekannten Buchhandlung Rosenhain in der Nähe der Hauptwache gewesen, die Emanuels Großvater, Sigmund Rosenhain, aus dem Handel mit Altpapier und gebrauchten Büchern entwickelt hatte. Von dem Urgroßvater wurde berichtet, dass er noch mit dem Pack auf dem Rücken hausieren gegangen sei; andererseits hatte die alte, süddeutsche Familie in jeder Generation einen oder den andern Schriftgelehrten oder sogar Rabbiner aufzuweisen gehabt, was allen Abkommen eine leichte und sichere Handhabung geistiger Dinge vererbte, zusammen mit einer Neigung zur Kurzsichtigkeit.

Auf das Drängen seiner Frau hatte Emanuels Vater um eine Änderung seines Namens angesucht und durch das Weglassen der ersten zwei Silben war der jüdische Klang ins Deutsche abgewandelt worden. Emanuels Mutter war eine schöne, elegante Frau mit hellbraunem Haar und einer weißen Haut gewesen, die gerne auf Reisen ging. »Ist es notwendig, dass man uns als Frankfurter Juden erkennt, sowie wir uns ins Hotelbuch einschreiben?«, sagte sie, und ihr Mann, indolent in solchen Fragen, tat ihr den Willen. Sein Bruder allerdings, der Arzt Paul Rosenhain, neckte ihn oft deshalb mit einer kleinen, scharfen Verbostheit im Untergrund. Er war kein besonderes Licht als Arzt, aber ein guter, zuverlässiger Familiendoktor, ein vergnügter Junggeselle, dem die

Kinder besonders zugetan waren. Seine Klientel bestand meistens aus christlichen Familien, da jüdische Ärzte im Ruf standen, die besten zu sein.

Eine der stehenden Anekdoten im Repertoire von Emanuels Mutter wurde die Geschichte seines Benehmens bei seiner Taufe. Er hatte, so schien es, den alten Pastor Meiners zunächst ernst und schielend vor Anspannung angeschaut, hatte plötzlich und ganz unerwartet ein helles Krähen ausgestoßen, mit zahlosem Gaumen gelacht und des Pastors Hand von seinem Köpfchen wegzuzerren versucht – eine erstaunliche Demonstration von Kraft und Verstand bei einem nur drei Wochen alten Kinde. Emanuel hörte späterhin diese kleine Geschichte so oft, dass es ihm mit der Zeit so vorkam, als könne er sich an seine eigene Taufe erinnern, an die Kerzen, das blank rasierte Gesicht von Pastor Meiners und an den trocken kalten Geruch des Domes.

Emanuels Großeltern hatten bis zu seiner Geburt im Hause seiner Eltern mit gewohnt, aber einen Monat nach seiner Taufe übersiedelten sie in eine Mietwohnung mit großen, hohen Zimmern und Gasbeleuchtung. Sie gaben keinen bestimmten Grund für diesen Wechsel an, denn in der Familie Rosenhain war man zu zivilisiert, um zu streiten, und zu klug, um seine Meinung geradeheraus zu sagen. Nur als der alte Sigmund Rosenhain sich zum ersten Mal in der neuen Wohnung ins Bett legte, zwei Tonflaschen, in denen vorher Kümmelschnaps gewesen war und die seine Frau mit heißem Wasser gefüllt hatte, an seinen kalten Füßen – da seufzte er, halb resigniert, halb erleichtert.

»Was soll die Frau Geheimrat Schönchen jedes Mal über zwei alte Juden stolpern, wenn sie zu Besuch kommt?«, sagte er, nach jüdischer Weise eine Frage an Stelle einer Behauptung setzend. Die Frau Geheimrat Schönchen, Emanuels Taufpatin und die beste Freundin seiner Mutter seit Pensionatszeiten, war für die sachte Schwenkung der Familie Hain ins Christliche hin verantwortlich zu machen.

Es war die Zeit des liberalen Bürgertums in Deutschland. Der

Sieg von Sedan, die Gründerzeit, der Krach waren vorbei. Alles war wieder Aufschwung und gutes Leben. Die Banken florierten und bauten sich Prunkgebäude im Stil des Palazzo Pitti. Das Hainische Haus in der Paulsgasse stand in dem neuen Viertel, das an der Stelle der ehemaligen Stadtwälle von Frankfurt aufwuchs. Es war im altdeutschen Stil gebaut, der die neue Mode war, mit einem verunglückten Versuch, die Giebel der deutschen Renaissance nachzuahmen. Obwohl in der Altstadt die schönsten Muster alter Fachwerkbaukunst standen, brachten die jungen Architekten nur etwas Verworrenes und Aufgeblasenes zustande. Aber die Bürger in ihrer Sicherheit und ihrem Reichtum fühlten sich wohl zwischen imitiertem Marmor und falschen spanischen Ledertapeten und zwischen ihren schweren, geschnitzten Möbeln, deren Abstauben zu einem Ritus erhoben wurde.

Dort hinter dicken, dunklen Vorhängen, in der Obhut einer Kinderfrau aus den hessischen Bergen, wuchs Emanuel auf. An Sonntagen roch das Haus nach Gänsebraten und Gurkensalat, nach Kaffee und frischem Hefekuchen und nach den Zigarren seines Vaters. Abends kam ein zartes Parfüm in sein Zimmer geweht – Mama, angezogen für die Oper oder für eine Gesellschaft. Er liebte Mama, er streichelte über das feine, schwedische Leder ihrer langen Handschuhe, und wenn die Tür sich wieder hinter ihr schloss, hätte er gerne ein bisschen geweint. Er weinte aber nicht, denn er war ein Mann, so wenigstens sagte Onkel Paul, der auch darauf sah, dass er mit kaltem Wasser abgerieben wurde und regelmäßig spazieren ging.

Emanuels Kindheit war eingebettet in Ruhe und Sicherheit; eine Sicherheit, so tief und gleichmäßig, dass sie ihm in späteren Jahren unfassbar erschien. Als wenn die ganze Menschheit schlief, in einer Wiege, in einer Muschel eingeschlossen, das Kind Emanuel ein winzigster Teil dieser Ruhe.

Hinter dem Haus war ein Garten, zuerst sehr groß, der immer kleiner wurde, als Emanuel heranwuchs. Im Oktober wurden Nüsse vom Walnussbaum geschlagen, in ihren grünen Schalen

fielen sie dumpf ins Gras und rochen nach bitterem Herbst. Man bekam schwarze Finger vom Schälen, und dann ärgerte sich Mama. Papa lachte nur hinter seiner Zeitung, in einer Wolke von Zigarrenrauch. Zur Zeit des neuen Weines wurden vergnügte Familienausflüge nach den pfälzischen Rebenhügeln gemacht.

Was Emanuel zunächst kränkte, war der Umstand, dass er Kleidchen tragen musste wie die Mädchen. Zu seinem dritten Geburtstag jedoch bekam er die ersten Hosen und glänzende Stulpstiefel, die er so liebte, dass er sie mit ins Bett nahm. Als er zur Schule kam, trug er einen kleinen Matrosenanzug, wie alle »feinen« Kinder der Stadt, mit einem Schifferknoten, der unter dem breiten Kragen hervorkam. Unter Tränen nahm er Abschied von seiner Kinderfrau und befreundete sich widerwillig mit Made-moiselle, die ihren Platz einnahm. Eine kleine Schwester, Pauline, hatte sich eingefunden, ein hilflos sabberndes Wesen, und ordentliche Leute mussten Französisch sprechen können. Seufzend gab Emanuel sich in die beiden Unannehmlichkeiten.

Jeden Freitagabend wurde er zu den Großeltern gebracht, und es ist anzunehmen, dass Großvater mit Bedacht gerade den Freitagabend für die Besuche seines Enkels gewählt hatte. An diesem Abend nämlich begann der Sabbat. Auf dem Tisch lag ein weißes Damasttuch, darauf ein geflochtenes Brot, und es standen zwei brennende Kerzen in alten Silberleuchtern da, über die Großvater einen Segen murmelte. Dazu trug er ein schwarzes Käppchen auf dem Kopf, und ein feines weißes, gefranstes Seidentuch mit eingewebten goldenen Fäden lag auf seinen Schultern.

Wann die jüdischen Feiertage waren, das konnte man in Frankfurt daran erkennen, dass viele Herren mit blanken Zylinderhüten auf der Straße zu sehen waren, tugendhaft ein Gebetbuch unterm Arm. Sie gingen zum Tempel, um zu beten, erfuhr Emanuel. Er selbst wurde auch einmal zum Tempel mitgenommen, nur einmal. Sein Großvater führte ihn an der Hand, durch die alte Stadt mit ihren Plätzen und Giebeln und Brunnen, bis zu einem kleinen, uralten, buckligen Haus. Drinnen standen viele bren-

nende Kerzen, es roch komisch, und es wurde näselnd gesungen. Emanuel begann sich zu fürchten und weinte. Onkel Paul neckte ihn noch oft deshalb. Mama sagte zu Vater: »Ich kann mir nicht helfen, es ist überflüssig. Warum muss Großvater das Kind aufreigen?« Und obwohl das Ehepaar Hain sich inzwischen auch hatte taufen lassen, so verwendete Frau Hain doch noch immer eine Frage anstatt einer Behauptung. Von diesem Tempelbesuch an wurden Emanuels Besuche bei den Großeltern auf Mittwoch verlegt, und er vergaß bald die Sabbatstimmung der Freitagabende. Erst als er schon die fünfzig überschritten hatte, erinnerte sich Dr. Hain mit immer wachsender Deutlichkeit an seinen Großvater, an die Kerzen und das geflochtene Brot und an die warme Geborgenheit, mit der seine Hand in Großvaters Hand gelegen hatte, an jenem einmaligen Gang zum Tempel.

Als Großvater starb, da weinte er, aber er wurde nicht zum Leichenbegängnis mitgenommen, sondern musste ein paar Tage bei Frau Geheimrat Schönchen wohnen, und er zerbrach eine Kaffeetasse, die noch aus Goethes Haushalt stammte. Dann erbte er Großvaters Geige.

Großvater war ein großer Musikfreund gewesen, ein Liebhaber von Mozart und Beethoven, von Mendelssohn und Chopin, aber auch von Rossini und Meyerbeer. Hingegen hatte Großvater mit einer erbitterten und fanatischen Feindschaft seinen Enkel vor einem Schwindler und Teufel gewarnt namens Richard Wagner. Als Emanuel später zum ersten Mal zu der Vorstellung einer Wagner'schen Oper ins Theater mitgenommen wurde, horchte er zunächst mit Angst und Abscheu, unheimlich betroffen von dem erregenden Schwall von Klängen. In späteren Jahren sollte die Abneigung in eine leidenschaftliche und etwas trunkene Liebe umschlagen. Aber noch war es nicht so weit. Noch ging Emanuel zur Volksschule, stand früh und frierend auf, wurde unnachsichtlich der kalten Abreibung unterzogen, die Onkel Paul verordnet hatte, trabte an Mademoiselles Hand zur Schule, lernte lesen und schreiben und rechnen, nebst Geografie und Geschichte,

aus welchen Klassen er ein höchst einseitiges Bild mitnahm: so, als ob Deutschland der Mittelpunkt und der Nabel der Welt sei, das größte Reich der Erde, von Helden und tapferen Kaisern bevölkert und niemals besiegt. Mit zehn Jahren übersiedelte er ins Gymnasium, paukte Latein und später mit Schweiß und großer Anspannung auch Griechisch. Die humanistische Bildung füllte seine Gehirnwindungen an zum Zerplatzen, und im dritten Jahr blieb er sitzen. Mit einem neuen Anlauf brachte er sich durch, und dann ging es glatter, da er seinen Klassengenossen ein Jahr voraus war an Alter und Erfahrung. Mama war beinahe zufrieden über seinen Misserfolg. Es war nämlich so, dass in Klassen des humanistischen Gymnasiums in Frankfurt die jüdischen Kinder immer die besten Schüler waren. Je feiner die Herkunft, desto schlechter das Zeugnis, sodass ein gewisser Graf Moltke, zum Beispiel, immer der schlechteste war, ein viel zu großer Junge, der mit allen Mitteln bis zur Einjährigenreife durchgezwängt werden musste. Es gab, in Mamas Augen, dem Knaben Emanuel einen gewissen Anspruch auf Noblesse, dass auch er einmal sitzen geblieben war. Vater ärgerte sich und sprach über den Ernst des Lebens.

Konfirmation, die erste Uhr (ein Geschenk von Frau Geheimrat Schönchen), Tanzstunde, ein blauer Anzug mit langen Hosen, die ersten Pickel, die ersten dünnen Schnurrbarthaare, die erste Schwärmerei. Eine dumpfe Zeit voll Schwierigkeiten und ungelöster Ängste in seinem erwachenden Körper. Das Examen eine Qual, die durchs ganze Leben in Abständen immer wieder in Dr. Hains Träumen auftauchte.

Einer der Jungen, Karl Blei hieß er, wurde wahnsinnig, während sie in Klausur saßen und ihre Mathematik arbeiteten. Tobend und kämpfend wurde er abgeführt und verschwand in einer Irrenanstalt. Aber Emanuel kam durch.

»Was willst du werden?«, fragten ihn Vater, Mama, Onkel Paul und Frau Geheimrat Schönchen. Eine Zeit lang sah es so aus, als hätte die Musik ganz von ihm Besitz genommen. Seit er als Vierjähriger die ersten Melodien auf Großvaters Klavier zusammen-

gesucht hatte, war er in der Familie immer ein wenig als Wunderkind angesehen worden. »Ein zweiter Sarasate!«, riefen die Bekannten, denen er jetzt zuweilen eine Geigensonate vorspielen musste. Doch überraschte Emanuel seine Eltern mit der Entscheidung, dass er Musik zu lieb habe, um sie zum Beruf zu machen. Wirklich blieb Musik ihm ungetrübt durchs Leben eine sanfte, lösende Freundschaft in allen schweren Momenten. Ein Mikroskop, das er von Onkel Paul zur Konfirmation erhalten hatte, schien bemerkenswert. »Warum soll der Junge nicht Doktor werden und später meine Praxis übernehmen?«, fragte Onkel Paul. »Und warum soll er nicht?«, antwortete Emanuels Vater. Davon, dass er die Buchhandlung übernehmen solle, war nicht die Rede. »Der Laden kann keine zwei Familien ernähren«, sagte der Vater. Er hatte um die Jahrhundertwende öfter über den Geschäftsgang zu klagen begonnen. »Die Leute lesen nicht mehr so viel wie früher«, sagte er.

Was denn taten die Leute, nun, da sie elektrisches Licht hatten und sehr wohl die Abende mit Büchern hätten verbringen können? Nun, sie taten dies und das – sie spielten Lawn-Tennis, zum Beispiel, den neuen Sport, vom englischen Kronprinzen importiert; sie fuhren auf Fahrrädern in die Gegend. Sachte, kaum merkbar, wurden sie anders, die Leute. Emanuels Schwester spielte Lawn-Tennis, sie verliebte sich in einen Mann, obwohl sie erst sechzehn Jahre alt war, sie trafen sich heimlich, Mademoiselle wurde gekündigt, es gab Szenen in dem ehemals so stillen Haus. Dann krachte die Börse, und wie es schien, hatte jeder Mensch in Frankfurt Geld verloren. Emanuels Vater war eines Tages grau, und seine Schulterblätter standen heraus. Es endete damit, dass er beschloss, Paulas jungen Mann ins Geschäft zu nehmen. Emanuel konnte Arzt werden. Emanuel stimmte zu. Vorher hatte er noch sein Einjährigenviertel zu absolvieren, beim 12. Artillerieregiment in Wiesbaden.

Dieses Jahr schien das froheste und hellste in Emanuels ganzem Leben zu werden. Er liebte die Uniform, den Dienst, die

Kameraden, die Zucht. Freiheit von einem Zuhause, das in den letzten zwei Jahren drückend geworden war. Mama leidend, mit Nierenkoliken, Vater sorgenvoll, die Möbel zu schwer, die Vorhänge zu dick, die Zimmer zu dunkel. Ferien vom Denken. Emanuels Gehirn ruhte sich aus, und sein Körper streckte sich und wurde breiter in den Schultern. Wiesbaden war auf der Höhe, der Kaiser und viele seiner Generäle gebrauchten die Kur, schöne Damen spazierten auf den Esplanaden, ein neues Theater, das dem Kaiser gehörte, gab den Herren Offizieren und Einjährigen billige Eintrittskarten. Am Tag exerzierte Emanuel, am Abend soff er sich mit Musik und Oper an, und nachts besuchte er zuweilen ein Mädchen von schlechtem Ruf, aber angenehmen Manieren.

In den Weihnachtsferien überraschte er seine Eltern mit der Eröffnung, dass er am liebsten Offizier werden wolle. Sein Vater lachte ihn aus. Seine Mutter presste die Lippen zusammen. »Wie willst du denn Offizier werden?«, fragte sie. »Zum Offizier passt du nicht. Wissen sie vielleicht nicht, dass der alte Rosenhain dein Großvater war? Für die bleibst du immer ein Jude.« Es war das erste und einzige Mal, dass seine Mutter mit ihm über seine Herkunft sprach.

»Dein Großvater ist noch mit dem Pack auf dem Rücken hauseieren gegangen«, setzte sein Vater hinzu.

In Emanuel krachte etwas zusammen. Er hatte eine schlimme Woche und begann in den Gesichtern seiner Kameraden zu forschen. Hielten sie ihn nicht für ihresgleichen? Sagten sie vielleicht auch von ihm, so wie sie von andern sprachen: »Ein Jud – aber anständig trotzdem.« Er hatte bisher solche Bemerkungen ohne jede Empfindlichkeit hören können, jetzt begann sich eine kleine, fast unbemerkte, wunde Stelle zu bilden. Wenn er es genau überlegte, dann war er Volljude, der Sohn von jüdischen Eltern, trotz Pastor Meiners' Taufwasser. Ich fühle aber nicht jüdisch, erzählte er sich.

Es gab eine Fotografie von ihm aus dieser Zeit seines Lebens: ein schmaler, schlanker Junge in Uniform, ein hübsches, offe-

nes Gesicht, in den schwerlidrigen, aber hellen Augen einen halb schüchternen, halb vordringlichen Blick. Ein Jude, als Soldat verkleidet. Im Herbst, als sein Jahr abgedient war, bekam er eine Brille und ging nach Heidelberg zur Universität.

Als ein Verwandelter kam er in den nächsten Ferien nach Hause. Ein Sturm neuer Gedanken und Geister hatte sich seiner bemächtigt. Schopenhauer. Nietzsche. Wagner. Ibsen. Die Lebenslüge. Freie Liebe. Der Einzige und sein Eigentum. Der Übermensch. Richard Strauss. Oscar Wilde. Dostojewski. Strindberg. Jugendstil.

Alles, was er zu Hause sah, war wie in den Theaterstücken von Ibsen. Wurmstichig. Erlögen. Erstickend. Mit einem Schlag war seine dumpfe, vegetative Liebe für die Eltern in Auflehnung umgeschlagen. Seine ganze Generation lehnte sich auf. Väter und Mütter waren satt, vollgefressen, scheinheilig, Spießer. Er sagte es ihnen, und es kam zu einer schlimmen Szene. Mama weinte hilflos; schluchzend schlich sie ins Schlafzimmer, dann roch es unerfreulich und vorwurfsvoll nach Hoffmannstropfen.

Zurück auf die Universität, und Emanuel warf sich in die Studien und teilte die freien Stunden mit seinem neuen Freund Max Lilien. In stundenlangen Spaziergängen diskutierten sie miteinander, die schöne, sanfte Landschaft glitt neben ihnen her, unbemerkt. Lilien war Sozialist. Emanuel versuchte, »Das Kapital« von Marx zu lesen, aber er versagte vor den Sätzen, die ihm lang, trocken und dogmatisch vorkamen. Nur wenn Lilien ihm seine Ideen vortrug, war Leben darin; denn Emanuel liebte diesen ersten wirklichen Freund, den er gefunden hatte.

Max Lilien, ein stämmiger Mensch mit brennenden Augen, mit einem Asketengesicht wie der Mönch auf dem »Konzert« von Giorgione. Ein Mensch, der immer in Flammen stand, der Bierkrüge umwarf, Asche verstreute, Menschen beleidigte und Damen auf die Lackschuhe trat. Ein unangenehmer, komischer, kantiger Mensch, hart und durchsichtig wie Edelstein. Ein Sozialist in einer Zeit, da Sozialismus übel angesehen war. »Alle Sozialis-

ten sind Hundsfotte«, hatte der Kaiser gesagt. Emanuel verstand nichts von Politik, sein Charakter neigte zur Musik und fort von den Tatsachen. Irgendwo in der Welt gingen Dinge vor, wurde gekämpft und gestorben, es hatte nichts mit ihm zu tun. Der Burenkrieg – man nahm Partei für die Buren und gegen die Engländer mit ihrer grausamen Erfindung der Konzentrationslager. Der Russisch-Japanische Krieg – man nahm Partei für die Japaner, für dieses kleine unbekannte Volk, von dem man bisher kaum etwas gewusst hatte. Aber dies waren Sentimentalitäten, keine Politik. Der Jugendstil griff japanische Ornamente auf. Lafcadio Hearn schrieb seine sentimental Bücher über Japan. Dann vergaß man es wieder. Lilien bekam Krach mit einem Polizisten und saß drei Tage in Arrest. Als ein Märtyrer in Miniatur tauchte er aus dem Abenteuer hervor.

Plötzlich starb Emanuels Vater. Nachmittags war er noch wohl gewesen, abends stand er vom Esstisch auf, entschuldigte sich und ging zu Bett. Als Mama ins Schlafzimmer kam, war er schon tot. Mit benommenem Kopf nahm Emanuel an dem Leichenbegängnis teil. Mama hing schluchzend an seinem und Onkel Pauls Arm. Verwundert versuchte Emanuel sich klarzumachen, dass diese kleine, alte Jüdin Mama sei, seine Mutter, geliebtes Parfüm und zarter Gutenachtkuss aus der Kindheit. Der Tod seines Vaters traf ihn wie ein Schlag über den Schädel. Befangen wohnte er der Testamentseröffnung bei, schwarz gekleidet zwischen den schwarz gekleideten Mitgliedern der Familie, die sich verlegen räusperten.

Es zeigte sich, dass fast kein Barvermögen vorhanden war, sondern noch einige Geschäftsschulden. Auf dem Haus lag eine Hypothek, und als man es verkaufte, war es entwertet, altmodisch, ohne Badestube und ohne elektrische Beleuchtung. Auch die Bilder, die der alte Hain für teures Geld gekauft hatte, waren nicht viel wert: Landschaften mit Wasserfällen, biertrinkende, dicke Mönche, eine Katze, die mit einem Wollknäuel spielte, ein solides Porträt von Mama. Impressionisten waren die große Mode

geworden, man sprach viel von Pleinair, und den Manets und Monets folgte schon eine neue Malergeneration auf dem Fuße; Männer, die wirre, hässliche Bilder malten und sich selbst Futuristen nannten. Als alles bereinigt und Mama zu ihrem Schwiegersohn gezogen war, der das Geschäft und die Verpflichtung ihrer Erhaltung übernommen hatte, da war für Emanuel gerade genug Kapital geblieben, um ihn eilig seine Studien vollenden zu lassen. Ein erstes Stück der Sicherheit war abgebröckelt. Das zwanzigste Jahrhundert war aus seinen Kinderschuhen getreten, auf den Straßen sah man Automobile, unbequeme und gefährliche Fahrzeuge, auf einer Ausstellung waren lebende Fotografien gezeigt worden, einige eigensinnige Sonderlinge versprachen das lenkbare Luftschiff, und die Psychologen hatten etwas entdeckt, was sie Unterbewusstsein nannten.

Zum ersten Mal hatte Emanuel etwas wie Geldsorgen. Er besprach sich ernsthaft mit Onkel Paul, und dann stürzte er sich ins Studium. Es zeigte sich, dass er Talent besaß für den Beruf, den die Familie für ihn ausgesucht hatte. Er promovierte summa cum laude, verbrachte seine Zeit als Volontär in der Chirurgischen Abteilung des Städtischen Krankenhauses, und dann begann er, an Onkel Pauls Praxis teilzuhaben. Der erste Fall, der ihm in die Hände kam, war das Dienstmädchen seiner Schwester, das abortierte. Fassungslos stand er in der dumpfigen Dachkammer, wo sich das Mädchen auf einer blutgetränkten Matratze wälzte, und nur der Gedanke an Max Lilien hielt ihn davon zurück, sie der Polizei zu übergeben. Seine Schwester verzieh es ihm nie. Emanuel liebte seine Schwester nicht.

Nachträglich berichtete er Lilien über die Geschichte, nicht ohne Stolz, denn das Mädchen war gesund geworden und hatte wieder einen Platz gefunden. Lilien hörte geistesabwesend zu. »Man müsste staatliche Sexualberatungsstellen haben und staatliche Geburtenkontrolle«, sagte er träumerisch; es klang vollkommen irrsinnig. Er war Redakteur einer freisinnigen Zeitung geworden, und jeden Mittwochabend kam Emanuel mit ihm

zusammen, um Sonaten zu spielen. Max Lilien spielte falsch und begeistert und stieß die Luft in kleinen Stößen durch die Nase, so oft eine Kantilene daherkam.

Als Emanuel einunddreißig Jahre alt war, verliebte er sich in Irene von Stetten. Er hatte auch vorher schon verschiedene Liebesaffären gehabt; heimliche Rendezvous mit einer verheirateten Frau im *Chambre séparée* eines feinen Restaurants, das der Lebewelt diente; ein Verhältnis mit einer jungen Modistin, das fast zwei Jahre anhielt, bis sie sich verlobte; eine flüchtige und hitzige Bekanntschaft zu einer jungen Schauspielerin des Stadttheaters. Aber dies hier war anders. Dies traf ihn wie ein Einschlag, Blitz, Donner und Vernichtung in einem Moment. »Diesmal hat's dich erwischt, Mani«, sagte Onkel Paul gutmütig und erfahren. Er hatte, als er sachte alt wurde, mehr und mehr von seiner Praxis an den jungen Arzt abgegeben, und es war bei einem seiner Patienten, dass Emanuel Irene kennenlernte.

Oberstleutnant von Stetten hatte aus dem Deutsch-Französischen Krieg einen Rheumatismus mitgebracht, den er in all den mehr als vierzig Jahren nicht kurieren konnte. Der ärztliche Besuch diente mehr dazu, ihm die Zeit zu vertreiben und seine Laune zu bessern, als einer wirklichen Behandlung. Onkel Paul hatte es längst aufgegeben, der schmerzenden linken Seite des alten pensionierten Soldaten mit Medizin beizukommen. Aber Emanuel, mit dem Ehrgeiz des jungen Arztes und mit Stolz auf seine neuen Methoden, kam täglich, legte elektrisch geheizte Kissen auf, massierte und verordnete eine Diät, die der Oberstleutnant mit spartanischem Mut einhielt.

Irene von Stetten, seine Tochter, war einundzwanzig Jahre alt und sehr schön. Aber es war nicht ihre Schönheit, die Emanuel hinriss, sondern das merkwürdig vibrierende Leben, das von ihr ausging, eine Transparenz des Wesens, für die er keine Worte fand. Er war glücklich, wenn sie ins Zimmer trat, und es wurde finster, wenn sie es verließ. Im dunklen Vorraum der engen Wohnung, während er ihr Verhaltensmaßregeln für den Oberstleut-

nant gab, hörte er sein Herz so laut schlagen, dass er sich schämte. Irene lachte leise. Drei Wochen lang hatte er nicht den Mut, sie zu küssen. Irene war für ihn alles, was er mit dem Begriff »Dame« umschloss. Dass sie groß und schlank war, geräuschlos und doch lebhaft, dass sie nicht prüde war wie die meisten Mädchen, dass ihr Haar blond war mit einem stumpfen Glanz wie Zinn, dass sie adlig war und trotzdem arm, dass sie eine unermessliche Fähigkeit hatte, sich zu freuen, alles, alles schloss sich für ihn zusammen zu der Erfüllung eines Wunsches, den er vorher gar nicht gewusst hatte. »Das Mädels hat Rasse«, sagte Onkel Paul mit dem Behagen des alten Junggesellen, der in seinen Tagen Weine und Frauen zu schätzen gewusst hatte.

Der Himmel fiel nicht ein, die Erde bebte nicht, und Irene gab ihm keine Ohrfeige, als Emanuel sie in den Arm nahm. Sie verschränkte ihre Arme hinter seinem Nacken und empfing nicht nur, sondern erwiderte den Kuss. »Endlich«, sagte sie mit einem tiefen Atemzug.

Von da ab trafen sie sich heimlich und auch offen; unter dem Schutz der alten Frau Geheimrat Schönchen gingen sie zusammen ins Theater, machten Ausflüge und lange, endlose Spaziergänge, besuchten Ausstellungen und tanzten auf Bällen. Nur wenn Emanuel davon sprach, dass sie heiraten sollten, zuckte Irene zurück. Sie zerstritten sich um diesen Punkt und versöhnten sich wieder. Einmal hatten sie eine lange Aussprache darüber.

»Es geht nicht wegen meines Vaters – und frag mich nicht mehr«, sagte Irene. »Ich habe mit ihm darüber gesprochen, und es geht nicht. Ich würde dich lieb haben, auch wenn du ein Hottentotte wärst. Aber meinen Vater stört es, dass du Jude bist. Vergiss halt das dumme Heiraten – wir haben es doch gut, nicht?«

Seit einiger Zeit war Emanuel von seinem Onkel weggezogen und hatte sich eine eigene, kleine Wohnung genommen, in der sie sich ungestört sehen und einander angehören konnten. Noch immer, wenn er Irene in den Armen hielt, kam es ihm unbegreiflich vor, dass sie ihn liebte, beinahe so sehr liebte, wie er sie. Und

nun nannte sie ihn einen Juden. Sein Gesicht brannte, und dann wurde es eiskalt.

»Ich bin doch kein Jude ...«, sagte er verstockt. »Nein. Eigentlich nicht ...«, erwiderte Irene lächelnd. »Für dich nicht. Für mich auch nicht. Aber für meinen Vater wirst du immer ein Jude bleiben; du kennst seine Sorte Leute nicht.«

Sie küssten einander, und keiner von ihnen merkte, dass Emanuel sich verleugnet hatte, anstatt für sich einzustehen.

Irene sprach öfter davon, dass sie Krankenschwester werden wollte, sie hatte einen heftigen Drang nach Betätigung und Selbstständigkeit, und dies war einer der Berufe, die standesgemäß waren. Aber in einem Frühling, der so üppig blühte wie noch keiner, vergaß sie es dann wieder. Die Obstbäume an der Bergstraße waren ein Schneegestöber von weißen und rosa Blüten, mit den fast karminfarbenen Flecken der Weinbergpfirsiche dazwischen. Etwas später kam der Flieder heraus, Wolken von lila Dolden in den Parks und Gärten von Frankfurt. Die Luft duftete nach Flieder, dann nach Juni und Rosen, alle Welt war trunken von diesem dichten, üppigen Frühsommer. Kirschen gab es bald so viele, dass die Marktweiber in der Altstadt sie für zwei Pfennige das Pfund verkauften, und immer neue Kähne mit Obst kamen den Main herabgefahren.

Im Juli zog eine Gewitterluft daher, lagerte über ganz Europa, und alte Soldaten, wie der Oberstleutnant von Stetten, schnupperten umher und prophezeiten Krieg. Die Jungen glaubten nicht daran. Kriege gab es in Afrika, in der Mandschurei, aber nicht vor dem eigenen Tor.

Am zweiten August wurde der Krieg erklärt.

Begeisterung, Jubel, Ansprachen, Fahnen, Blumen, Betrunkene in den Straßengräben. »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche«, sagte der Kaiser. Die ersten Truppen wurden eingeschworen und nach Belgien geschafft. In drei Wochen sind wir in Paris, in sechs Wochen ist der Krieg vorbei, prophezeiten die Blätter. Deutschland sah sich nach Freunden um. Die Eng-

länder, blutsverwandt und verschwägert? Die Italiener, Alliierte durch Bund und Vertrag? Die Japaner vielleicht, das strebsame Volk im Osten, das man respektierte und dem man mit Munition und Exerziermeistern beigestanden hatte?

Plötzlich standen die Deutschen allein, sie konnten es sich nicht erklären, sie verstanden nichts von Politik, sie vertrauten ihren Führern, ihren Zeitungen. Die jungen Regimenter zogen singend in den Tod, überall wurde dieses Sterben bewundert. Die älteren Soldaten, die Reservemänner, gingen ruhig und besonnen hinaus. Wenn eine Arbeit getan werden musste, dann wurde sie eben getan. An den Litfaßsäulen klebten Siegesberichte, täglich neue, und die Kirchenglocken läuteten immer neue, gewonnene Schlachten ein. Schon kamen auch die ersten Todesnachrichten, man sah die ersten Mütter in Trauer, unter Tränen lächelnd und stolz auf die gefallenen Söhne.

Dr. Emanuel Hain, Leutnant der Reserve, rückte zu seinem Truppenteil ein. Vorher aber, im Überschwang des Kriegsbeginnes, überrannte er den Widerstand des alten Oberstleutnants. Ich kenne keine Parteien mehr, hatte der Kaiser gesagt, und auch Emanuel war jetzt ein Offizier. Tausende von schnellen Kriegstraunungen fanden statt. Emanuel und Irene waren nur eines von den Tausenden junger Paare, die eine einzige Nacht für sich hatten und sich dann trennten. Im Morgengrauen stand Irene am Bahnsteig und winkte hinter Emanuel her. »Nach Paris«, stand mit Kreide auf dem Waggon geschrieben. Max Lilien war zwischen den Soldaten, ein Freiwilliger, begeistert wie alle anderen. Irene ging hin und meldete sich für den Heimdienst beim Roten Kreuz. Emanuel wurde nach Belgien geschickt, erst in die Etappe und später nach vorne.

Zu viel ist über diesen Krieg geschrieben worden, um es hier noch einmal zu wiederholen. Dr. Hain bekam sein volles Teil von allem. Von Sieg und Niederlage, von Attacke und Rückzug, von Dreck und Blut, von Begeisterung und Überdruß, Sturm und Erschöpfung, genug von Regen und Schnee und Schlamm und

Sonne und von dem immerwährenden, immerwährenden, fünf Jahre währenden Lärm der Geschütze. Da er Arzt war und drei Jahre lang in Feldlazaretten gleich hinter der Front arbeitete, sah er alle Abfälle der Kämpfe, die eigenen Soldaten und die Feinde, man las sie von den Schlachtfeldern auf und warf sie in die Lazarette wie Überbleibsel, die aus einem Schlachthof hinausgefedt werden. Dr. Hain verlernte es, Mitleid zu haben mit denen, die starben, er brauchte es für die, die am Leben blieben. Unaufhörlich übte er seine Hand an dem endlosen Material der Schlachtfelder und wurde so ein guter Chirurg. Er lernte es, sein Mitleid zu verschlucken und sinnlose Operationen zu vollführen, an sinnlos zerschossenen Krüppeln, die flehten, dass man sie um Gottes willen sterben lassen solle. Er war zu müde, um nachzudenken. Niemand dachte nach, solange der Krieg dauerte.

Er war gerade dabei, den zerschossenen Bauch eines hessischen Feldwebels zu operieren, als sein Lazarett unter Feuer genommen wurde. Er operierte zu Ende, nicht aus Bravour, sondern aus dem Instinkt des Arztes, der es nicht über sich bringt, eine Wunde unverschlossen zu lassen. Seine Heilgehilfen packten die Verwundeten auf und flohen, aber er fuhr fort, Klammern zu setzen, Splitter herauszuholen und zuletzt alles zuzunähen. Kaum war er fertig, als eine Granate einschlug und ihn mitsamt seinem Patienten verschüttete. Der Mann starb, er selbst wurde zwei Tage später herausgeholt. Er bekam das Eiserne Kreuz Erster Klasse. Es war eine sinnlose Auszeichnung für eine von den sinnlosen Tapferkeiten, aus denen der Krieg bestand.

In Brüssel traf er mit Irene zusammen. Er hatte solche Sehnsucht nach ihr gehabt, dass sie ihm nicht mehr wie etwas Wirkliches gewesen war, ein Mädchen, eine Frau mit Haaren und kleinen Brüsten und warmen Händen, sondern nur mehr wie eine Idee, eine Einbildung, wie das Gespenst eines Traumes, den er einmal geträumt hatte. Nun war sie da, Irene, seine Frau. Ihr Mund, ihr Lächeln, ihre Augen, sie ganz. Brüssel war eine ziemlich irr-

sinnige Stadt zu jener Zeit. Die Belgierinnen in Trauer, die Eingeborenen unsichtbar, soweit sie es sein konnten, ein schwarzer Bodensatz von Hass gegen die Deutschen in jedem Gesicht, in jeder Bewegung. Von den Schlachtfeldern wurden Mannschaften und Offiziere nach Brüssel geschafft für ein paar Tage, bevor sie wieder an die Front mussten. Dieser Urlaub war ein fast sicheres Zeichen, dass man nachher für einen Sturmangriff erwählt war. Theatertruppen und Kinos spielten für die Soldaten, ein Schwarm von Frauen hatte sich in den Hotels niedergelassen: Kokotten für die Herren Offiziere, Huren für die Feldwebel, niedrigste Bordelle für die Mannschaften. Es gab Bankette, Liebesmähler, Empfangs- und Abschiedsfeste, denn Brüssel war der Ort, wo die Fürsten und Herzöge der kleinen deutschen Staaten ihre Truppen besuchten.

In dem Hexenkessel dieser Stadt trafen sich die beiden Liebenden. Ihre Vereinigung war tief und verstrickt wie ein Urwald. Aus dieser Nacht entsprang ein Kind, ein Sohn, den Irene gebar, als schon die offene Hungersnot in Deutschland herrschte. Sie lag in Wehen auf einem Stück Papier, und das Neugeborene wurde in Papier gewickelt, denn es gab kein Leinen mehr im Land. Die Flut von wollenen Gegenständen, die sich im ersten Jahr über die Soldaten in den Gräben ergossen hatte, war längst verfault in denselben Gräben. Alles, was es noch gab, war »Ersatz«. Die Truppen trugen Schuhe aus Lederersatz, der sich im Schlamm in nichts auflöste. Die Uniformen waren aus Ersatzstoffen, die zerfielen. Im Land aß man Ersatz, und dann gab es auch keinen Ersatz mehr. Die Soldaten, die hinausgeschickt wurden, waren auch Ersatz, ganz alte Männer und ganz junge Kinder. Die zu Hause wurden müde und apathisch vor Unterernährung; zu müde selbst, um das Unglück noch stark zu fühlen. Man wartete nicht mehr auf Siege, nur mehr auf Frieden. Jeden Monat flackerte ein Friedensgerücht auf und zerbarst dann wieder. Die Männer, die auf Urlaub kamen oder die kriegsuntauglich geschossen waren, schwiegen. Zwischen denen draußen und denen zu Hause, zwischen Kriegs-

teilnehmern und Zivilbevölkerung, zwischen Müttern und Söhnen, Männern und ihren Frauen tat sich dieses Schweigen auf; ein Abgrund, eine Fremdheit, kaum zu überbrücken.

Dann trat Amerika in den Krieg ein, und der letzte Funke von Hoffnung wurde ausgelöscht.

Zweimal in den zwei letzten Kriegsjahren kam Dr. Hain nach Frankfurt, um seine Frau und sein Kind zu besuchen. Der Bub, Roland, schien zu gedeihen, aber Irene wurde immer dünner und durchsichtiger. Sie hatte eine verzweifelte und unbeherrschte Art, das Kind zu lieblosen, die Emanuel beinahe erschreckte.

Noch einmal hatte der Doktor Gelegenheit, tapfer zu sein. Das war in den letzten Tagen des Krieges, kurz vor und nach dem Waffenstillstand, da schon alle Disziplin in Auflösung war. Wie er, nur mithilfe seines Feldwebels, Heinrich Planke, einen Transport von vierzehn Schwerverwundeten bis nach Deutschland brachte, quer durch den Schlamm und Regen und die Verwirrung der Landstraßen, quer durch Rebellion und Aufruhr, quer durch jeden Schrecken einer geschlagenen und revoltierenden Armee – das alles wurde nie erzählt, und dafür erhielt er auch keinen Orden. Als er seine Verwundeten am Bahnhof in Wiesbaden ablieferte, da trat ein Soldat an ihn heran und riss ihm die Schulterstücke herunter. Feldwebel Planke schlug dem Mann in die Fresse, dass er hinfiel. Damit endete der Krieg für Dr. Emanuel Hain.

Chaos im Land, ein deutsches, das heißt ein wohlgeordnetes, besonnenes und organisiertes Chaos. Stacheldraht und Barrikaden, ein paar Schüsse auf den Straßen und dann Ruhe. Schnell zusammengewürfelte Arbeiter- und Soldatenräte führten das Regiment. Dr. Hain meldete sich und stellte sich zur Verfügung. Er empfand keine Feindschaft gegen die neuen Männer, er wusste zu viel von ihren Leiden und was sie ausgehalten hatten. Ein bärtiger Mann mit einer dicken Narbe über der Stirn warf sich auf ihn, küsste ihn, zerdrückte ihn: Max Lilien. »Kameraden«, rief er, »das ist mein Freund, zusammen haben wir gewohnt, zusammen

haben wir von der Zukunft geträumt und Karl Marx deklamiert. Nicht wahr, Mani?»

Dr. Hain protestierte nicht, auch war es beinahe wahr. Er ließ es sich gefallen, dass er in den Rat gezogen wurde, er hielt es für richtig, den unerfahrenen Leuten beizustehen und zu helfen, damit die rückkehrenden Truppen nicht zu viel Ungeziefer und Geschlechtskrankheiten ins Land einschleppten. Er hatte bald alle Hände voll zu tun mit dem Einrichten eines Desinfektions- und Entlausungsdienstes. Es war keine Charakterlosigkeit, dass er sich dem Regime zur Verfügung stellte. Er war ein Jude; jede Umgebung färbte auf ihn ab.

Am Mittwochabend kam Lilien zu Besuch, es war ein guter Abend, sie spielten die Brahms-Sonate in A-Dur für Violine und Klavier, beide mit klobigen Soldatenhänden, aber voll Gefühl. Irene brachte den Buben, Roland, zum Gutenachtsagen. Lilien starrte das Kind voll Verwunderung an. »Das ist das schönste Geschöpf, das ich in meinem ganzen Leben gesehen habe«, sagte er ernsthaft. Dr. Hain nahm den Buben in die Arme und atmete in sein warmes, silbernes Haar, er spürte eine solche Zärtlichkeit, dass er beinahe geweint hätte.

Langsam kam alles wieder ins Geleise: der Staat, das Leben, der Alltag und Dr. Hains Ehe. Jetzt erst war die Zeit für ihn und Irene, um sich zusammenzuleben. Es kam eine Harmonie über sie, weit über alles Erwarten. Da Irene Krankenschwester gewesen war, begann sie jetzt in seiner Sprechstunde zu assistieren, seine Instrumente sauber zu halten und zuzuhören, wenn er von seinen Fällen erzählte. Ihr Vater saß murmelnd dabei, sehr alt, sehr unverständlich, völlig unfähig, die neue Lage zu begreifen. Er war noch immer bei Sedan. »Die Hundsfötter«, murmelte er. »Die feige Bande – die Schurken.« Als der Versailler Vertrag unterzeichnet war, traf ihn der Schlag – nicht metaphorisch, sondern in voller Wirklichkeit. Von da an blieb er in seinem Hinterzimmer, ein gelähmtes, kriegerrisches Skelett, das Irene viel Mühe machte.

Schon spaltete sich das zerklüftete Land aufs Neue, die Schande

des aufgezwungenen Friedensvertrages schmerzte und brannte vielen die Seele aus, und sie verachteten die neue Regierung, die so heftig die Freundschaft der Feinde wollte, dass sie all die Beleidigungen einsteckte, die unverdient waren. Sie hatten zäh und tapfer und einsam gekämpft, aber es gab keine Großmut vom Sieger zum Besiegten, es gab farbige Regimenter in den besetzten Gebieten, und das ausgeblutete, verhungerte Volk der Deutschen musste sich demütigen, um Frieden zu bekommen. Die neue Freiheit war unbeliebt bei der Hälfte des Volkes, eine kränkliche Freiheit von Anfang an – und die Welt außerhalb Deutschlands tat nichts, um dieser Freiheit voranzuhelfen.

Als Dr. Hain sich mit dem Arbeiterrat verband, da dachte er nicht an irgendeinen Nutzen; er war kein Opportunist, er war bloß ein Mann, der sich treiben ließ. Trotzdem brachte ihm diese Verbindung eine Stellung in Berlin ein, nachdem Max Lilien Staatssekretär geworden war. Als Chefchirurg des Charlotten-Krankenhauses begann er seine Karriere, die ihn bald in die vordeste Reihe rückte. »Der Jude hat's geschafft«, sagten viele hinter seinem Rücken.

Hains mieteten zuerst und erwarben später eine Villa im Grunewald, schön an einem kleinen See gelegen, mit Garten und Sandplatz, wo der kleine Roland spielen konnte. An den Mittwohabenden wurde jetzt Kammermusik gespielt, von Musikern der Staatsoper, anstatt der gestümperten Sonaten; Irene trug eine Perlenschnur um den zarten Hals. Über alle Maßen glücklich war es, dass sich die Liebe zwischen Emanuel und seiner Frau nicht abzunützen schien, dass sie nicht fadenscheinig wurde, wie Liebe in der Ehe zu werden pflegt. So, mit Arbeit, Erfolg und Wohlstand, wäre Dr. Hain ein vollkommen glücklicher Mensch zu nennen gewesen, hätte er sich nicht Sorgen, immer wachsende Sorgen um seinen Sohn gemacht.

Roland wurde immer schöner, ein so auserlesenes Exemplar, dass viele Menschen erst Atem holten, wenn sie ihn zum ersten Mal sahen. Emanuel hing an diesem Kind mit einer Heftigkeit, die

etwas Körperliches hatte, beinahe so, wie er an Irene hing. Aber Roland blieb abweisend und fremd zu ihm, als wenn die ersten zwei Lebensjahre ohne einen Vater ihn für immer alleine gelassen hätten. Er war mit einer tiefen Empfindlichkeit der Nerven geboren, weinte überleicht, fürchtete sich vor tausend gewöhnlichen Dingen. Zum Beispiel konnte man ihn nie daran gewöhnen, im dunklen Zimmer zu schlafen; er erbrach sich vor Angst, bekam Fieber, verdrehte die Augen wie in Krämpfen. Auch eine verhängte Lampe genügte nicht, er verlangte helles Licht, alle elektrischen Birnen angedreht, und er wachte in der Sekunde auf, da man sie abzdrehen versuchte. Emanuel hätte gern mit Härte dagegen angekämpft, aber Rolands Erziehung war der einzige Punkt, in dem Irene ihm widersprach. Roland war ihr Kind, immer hatten die beiden etwas vor, aus dem Kinderzimmer kamen Getuschel und unterdrücktes Lachen. Gegenstände wurden herumgezerrt, Klingeln geläutet, Gewänder schleiften über den Boden. Wenn Emanuel eintrat, um an dem Spaß teilzuhaben, verstummten sie und schoben das Spielzeug schuldbewusst in die Ecke. Jede von Rolands Mahlzeiten erforderte endlose Geduld. Geschichten mussten erzählt werden, ein Schutzengel, der angeblich vor dem Fenster auf dem Baum saß, wurde beschworen, zuzusehen, der Teddybär nahm am Mahl teil, Irene bat und weinte und jammerte, bevor Roland sich dazu herbeiließ, ein paar Bissen in den Mund zu schieben. Ein neuer Tanz erhob sich, wenn es ans Schlafengehen kam. Solange Roland klein war, verstand man ihn nicht, aber als er neun und zehn Jahre alt wurde und sich ausdrücken konnte, da vertraute er Irene an, dass er sich vor seinen Träumen fürchtete. »Ich träumte so entsetzliche Sachen«, sagte er, aber mehr war nicht herauszubringen. Und so ließ es sich Irene nicht nehmen, den großen Jungen einzuschläfern. Sie saß an seinem Bett, und er rollte sich eine Strähne ihres Haares um den Finger, so nur konnte er einschlafen. Irene wartete unter dem hellen Lampenlicht, bis er ganz tief schlief – erst dann getraute sie sich, ihren eigenen Abend zu leben.

Dr. Hain begann bei der Psychoanalyse Rat und Hilfe zu suchen, ohne viel tatsächlichen Erfolg. Einen Zustand und seine Wurzeln erkennen hieß noch lange nicht sie heilen. Auch waren ihm, dem Chirurgen, dessen Messer klare, saubere Arbeit tat, die einseitigen Gedankengänge der Psychoanalyse ein wenig unappetitlich. Und so verschrieb er Sport, Lebertran und frische Luft.

»Ein Kriegerkind«, sagte Irene. Sie dachte an die Nacht im Hexenkessel von Brüssel, da er empfangen, die Stunde der Not, da er geboren war, und an die Angstmonate, in denen sie ihn getragen und gestillt hatte. Übrigens war Roland größer und stärker als die meisten Kinder aus der Hungerzeit und außerordentlich begabt für alle Arten von Sport. Der beste Turner, als er ins Gymnasium kam, der schnellste und ausdauerndste Schwimmer auf den Grunewaldseen und ein Tennisspieler, aus dem der Klubtrainer einen Champion zu machen versprach. Das Auto, das zu dieser Zeit angeschafft wurde, verstand er zu lenken, ohne dass man es ihm zu erklären brauchte, und in der Schule war er der Beste in Geschichte, obwohl er in allen anderen Fächern versagte; doch besaß er eine skeptische Art von Geist und Witz, sonderbar bei einem Kind.

Dr. Hain hätte gerne Geschwister für seinen Sohn gehabt, aber es schien, als wenn Irene in diesem einen schönen und eigenartigen Kind ihre ganze Kraft der Fortpflanzung ausgegeben hätte. An diesem Punkt der Ehe geschah es, dass Kurt Planke als willkommener Gefährte für Roland in das Haus kam. Unter merkwürdigen Umständen traf Dr. Hain seinen Feldweibel wieder. Es gehörte zu den Pflichten seiner Stellung, den Studenten der Medizin Operationen vorzuführen, und so operierte er eines Morgens einen ziemlich komplizierten Fall von Gallensteinen. Als Hain den Operationssaal betrat, war der Mann, an dem er operieren sollte, schon unter Narkose und mit weißen Tüchern abgedeckt, die nur das Operationsfeld frei ließen. So kam es, dass der Arzt den Fall operierte, ohne den Menschen zu erkennen. Erst am

nächsten Abend, als er die Runde machte und auch an das Bett dieses Patienten trat, fand er, dass es Heinrich Planke war, sein ehemaliger Feldwebel, schwach, grün von den Nachwirkungen der Narkose und bekümmert. Mit einem Schlag stand vor den beiden Männern wieder die Zeit des Rückzuges, der Kameradschaft, der gemeinsamen Gefahr, und für einen Augenblick waren sie beide wieder in der andern Welt, der Männerwelt des Krieges, von der die zu Hause nichts verstanden. Planke wurde aus dem Saal in ein Zimmer verlegt, das er mit nur einem andern Kranken zu teilen hatte. Dr. Hain persönlich überwachte seine Genesung und stellte seinen Feldwebel bald wieder auf die Füße. »Ich fühle mir besser, wie neu«, sagte der Berliner, dessen gutmütiges Seehundsgesicht bald wieder Farbe annahm. Er war ein sogenannter Krankenkassenpatient; als Arbeiter in einer Gummireifenfabrik stand er unter dem Schutz des neuen Versicherungsgesetzes. Dies war eines von den neuen Gesetzen, die viel Unruhe machten. Die Unternehmer, die monatliche Beiträge zahlen mussten, ob ihre Angestellten krank waren oder nicht, klagten über die Belastung. Noch mehr klagten die Angestellten, denen ein Prozentsatz ihres Wochenlohnes abgezogen wurde. Am meisten klagten die Kranken, die tief davon überzeugt waren, dass die Ärzte sich mit ihnen nicht so viel Mühe gaben wie mit andern und sie einfach aus Böswilligkeit sterben ließen.

Noch immer, fünf Jahre nach dem Friedensschluss, war Deutschland wie von Krämpfen geschüttelt. Eine Inflation von fantastischen Ausmaßen entwertete das Geld vom einen Tag zum andern. Man bezahlte Pfennigwerte mit Milliarden Scheinen. Ein neuer, traditionsloser und lächerlicher Reichtum machte sich breit, während das gute, alte Bürgertum Not an allem litt, an Nahrung, Kohlen, Wärme, Wohnraum und Achtung. Bis endlich die früheren Feinde dem kranken Land zu Hilfe kamen und eine Politik der Verständigung eine bessere Zeit einleitete. Und dass es Deutschland besser ging, das merkte man vor allem an einem Aufblühen der Künste.

Eine freie Luft wehte in Berlin, und fast sah es aus, als ob eine wirkliche Demokratie aus dem Blutdünger des Krieges hervorgewachsen könnte.

Doch gerade zu dieser Zeit des scheinbaren Aufschwunges trat eine neue Schwierigkeit ein: das Land war zu klein, zu voll von Menschen, die arbeiteten und produzierten, mehr als gebraucht wurde. Die großen Fabriken, gebunden, die Tarife zu bezahlen, die ihnen von den Gewerkschaften vorgeschrieben wurden, begannen Arbeiter zu entlassen. Die Industrie stand gegen die Regierung und freute sich, Schwierigkeiten zu machen.

»Mir haben se 'rausgelegt«, meldete Planke, zugleich mit seiner Genesung. »Arbeitslos! 'ne schöne Schweinerei.«

So kam es, dass Planke Chauffeur im Hause Hain wurde. Mit Frau und Kind bezog er die Chauffeurwohnung, und in seinen freien Stunden machte er sich im Garten zu schaffen. Kurt, sein Junge, war drei Jahre älter als Roland, ein vierschrötiger Bursche mit großen Händen und lebhaften Augen. Der Doktor förderte mit allen Mitteln die Freundschaft zwischen den beiden Buben und horchte oft befriedigt lächelnd zum Fenster hinaus, wenn man sie draußen im Garten toben hörte.

An einem Mittwochabend im Juli, als bei offenen Türen musiziert wurde und die warme, besternte Nachtluft von der Terrasse hereinströmte, entdeckte Max Lilien den jungen Planke, der damals dreizehn Jahre alt war, wie er versteckt im Schatten einer Buche hockte und der Musik zuhörte, mit gespanntem Gesicht und ineinandergekrampften Händen. Es war der zweite Satz des d-Moll-Quartetts von Schubert. »Was ist das für ein Junge?«, fragte der Staatssekretär. »Er scheint besoffen zu sein von der Musik.«

»Das ist nur Kurt«, erwiderte Irene und schloss die Gartentüren. Aber Lilien wollte den Jungen näher besehen. Er schlich sich während des nächsten Quartettsatzes hinaus, hockte sich neben dem Buben ins Gras, und nach einiger Zeit begann er mit dem befangen Lächelnden zu reden. Da stellte es sich denn heraus, dass

der Chauffeurssohn, Feldwebel Plankes Sohn, nur einen Traum und Gedanken hatte, und das war, ein Musiker zu werden. Lilien schob den Jungen, der vor Verlegenheit beinahe weinte, in das Musikzimmer, stellte ihn den Musikern und Gästen vor, und unter einem Wirbel von Fragen und liebenswürdigem Gelächter nahm Kurt am Klavier Platz und spielte etwas vor. Dieses Etwas war die Wiedergabe einer Grammophonplatte, die er sich oft und oft von Roland hatte vordrehen lassen: Präludium und Fuge in es-Moll von Bach, aus dem Wohltemperierten Klavier, von d'Albert gespielt. Amüsiert hörten die Gäste der sonderbaren Produktion zu, die voll von Fehlern und Missverständnissen war, voll von Ecken und falschen Tönen und verzerrten Rhythmen, aber trotz allem erstaunlich, naiv und inbrünstig. Kurt, mit roten, abstehenden Ohren, schien längst seine Zuhörer vergessen zu haben, so versunken war er in sein Spiel. Als er aufhörte und alle lachend applaudierten, erschrak er wie ein Schlafwandler. Seine Mutter zankte nachher mit ihm und entschuldigte sich bei Irene. Aber der Doktor und Max Lilien hatten indessen Kurts Schicksal in ihre Hände genommen, und nach einigen Prüfungen und Versuchen landete er in der Staatlichen Hochschule für Musik als Schüler des berühmten Lehrers Professor Boskowitz. Der Professor war ein Sonderling, mit einer enormen Nase und Elefantenoehren, mit denen er jede kleinste Nuance wahrnahm. »Er schnuppert mit den Ohren«, sagte Roland von ihm.

Kurt verfiel seinem Lehrer bald mit Haut und Haaren. Roland nahm es sehr übel, dass er wieder allein gelassen wurde. Nun, da er in die eigentlichen Entwicklungsjahre kam, wurde er schwieriger als je. In der Schule ging es nicht weiter mit ihm, und privat hatte er nur ein Interesse: Heraldik. Die Kenntnis und das Studium der alten Geschlechter, Namen und Wappen von Deutschland nahmen viel von seiner Zeit in Anspruch. Auch verfertigte er mehrere abstrakte Zeichnungen, wurmartige oder geometrische Gebilde, die aussahen wie nichts auf der Erde oder im Wasser und die er mit kranken, müden, zarten Wasserfarben anmalte

und über sein Bett hängte. Wesenlos, wie diese Gestaltungen waren, so ging doch etwas Geheimnisvolles und Gesetzmäßiges von ihnen aus, und besonders Irene vertiefte sich oft minutenlang in ihren Anblick. Befragt, gab Roland ohne Zögern an, dass es Porträts seiner Träume seien. Dr. Hain stahl zwei der Dinger und zeigte sie dem Neurologen seines Krankenhauses. Es kam weiter nichts dabei heraus. »Das Kind ist mir unheimlich«, sagte Emanuel zu seiner Frau, wenn sie spätnachts aus einer Theatervorstellung oder von einer Gesellschaft nach Hause kamen und das grell beleuchtete Fenster von Rolands Zimmer weit in den Garten strahlte. Die Bäume standen schweigend und reglos im Schein. »Warte nur, bis der Bub über die Pubertät hinaus ist«, beschwichtigte Irene. Sie traten auf Zehenspitzen in das Zimmer; Roland schlief, tief atmend und gestreckt. Sein Gesicht, so klar und schön geschnitten, mit dem blonden Haar, das kühn aus der Stirn zurückfiel, war angespannt, auch im Schlaf. Manchmal verstand Dr. Hain beinahe die Fremdheit zwischen sich und diesem Kind, das von ganz anderm Blut und Wesen war als er selbst.

Um diese Zeit begann der Doktor zu spüren, dass er älter wurde. Jeden Morgen stand er um sechs Uhr auf, frühstückte allein, fuhr zum Krankenhaus, operierte von acht bis zwölf unter dem weißen Licht der schattenlosen Lampe, einer neuen Erfindung. Wenn es vorbei war, riss er die weiße Leinenmaske herunter, wusch sich die Hände, trat aus den Gummistiefeln, rauchte eine Zigarette, noch eine und noch eine. An der wachsenden Zahl der Zigaretten, die er nötig hatte, konnte er seine Ermüdung abmessen. Er machte die Runde bei seinen Patienten, aß hastig in einem kleinen Restaurant, hielt seine Sprechstunde, wurde zu eiligen und verzweifelten Fällen gerufen, operierte schon wieder, operierte zu jeder Stunde des Tages und der Nacht. Zum Denken kam er nicht, und kaum zum Leben. Er hatte es sich angewöhnt, an fünf Stunden Schlaf Genüge zu finden, sodass er abends wenigstens Zeit fand für ein wenig Musik, ein wenig Irene, Atemholen, Müdeseindürfen. Während er in der Oper saß oder zu Hause

der Kammermusik zuhörte, unaufhörlich rauchend, spürte er sich immer wieder zusammensinken. Sein Rücken war müde, müde waren seine Augen, seine Schultern; runde Schultern, ein gebeugter Judenrücken. Die Falten, die sich in seinem Gesicht bildeten, waren Judenfalten, eingegraben in die Gesichter eines Stammes, der jahrtausendlang in die Wüstensonne geblinzelt hatte.

Es kam ganz von selbst, dass der Kreis, der sich um Dr. Hain bildete, mehr und mehr aus Juden bestand. Max Lilien, Professor Boskowitz, die Musiker und Dirigenten der Staatsoper, die Schauspieler, Schriftsteller und Journalisten, die Rechtsanwälte und die andern Ärzte, die ins Haus kamen, sie alle waren Juden. Irene's Freunde stammten aus dem andern Lager; konservative Familien, national gesinnt und unzufrieden mit dem neuen Kurs. Verarmte Adelige und reiche Landjunker, die zur »Grünen Woche« nach Berlin kamen; die jungen Söhne und Töchter dieser Leute, die selbst nicht wussten, wohin mit sich. Schon wieder hatte die Zeit eine neue Maske: Jazz, kurze Röcke, kurze Haare; Frauenwahlrecht, Überzahl der weiblichen Studenten, Geburtenkontrolle; neue Sachlichkeit, Relativitätstheorie, Fliegerrekorde, Amerikanisierung, Filme, Pazifismus, Tempo, Tempo, Tempo. Aus den Spartakusgruppen der Revolution waren Kommunisten geworden, nach dem rassistischen Muster zugeschnitten, das nicht recht nach Deutschland passen wollte. Das Parlament bestand aus so vielen Parteien, dass keine die absolute Majorität besaß. Das deutsche Urübel, Unverträglichkeit, zerriss das Volk. Max Lilien wandte sich von seiner Partei ab, gab seine Position auf und wurde Kommunist. Gefahr lag in der Luft. Aber noch spielten in tausend Nachtlokalen die Kapellen zum Tanz. Den Fremden zeigte man als Spezialität von Berlin jene Nachtclubs, wo homosexuelle Jungen in Frauenkleidern und Lesbierinnen mit Monokel sich amüsierten. Die Zahl der Arbeitslosen stieg, und jammervolle Ketten von Bettlern reihten sich an den Hauptplätzen der Stadt auf.

Zum ersten Mal gab es ernsten Streit zwischen Emanuel und Irene. Er warf ihr vor, dass sie den Jungen verwöhne, verderbe durch ihre Schwäche. Sie erwiderte, dass er das Kind nicht verstehe und dass ihm jede Blinddarmoperation wichtiger sei als Rolands Entwicklung. Inzwischen konnte man Rolands Bild an jeder Straßenecke sehen. Der Maler von Ruding, einer von Irenes Vettern, hatte den Jungen gemalt, mit fliegenden, blonden Haaren, und als Plakat für irgendeine nationale Vereinigung verwendet: Sohn des Juden, Urbild des Deutschen. Manchmal wurde es Emanuel angst vor der Verwischtheit seiner Beziehung zu seinem Sohn. Er versuchte, mit ihm zu reden. Aber der Junge hatte eine koboldhafte Art auszuweichen. Tagelang mochte er sich den Spaß machen, seinen Vater mit Sie und Herr Professor anzureden. »Wie befinden Sie sich heute Abend, Herr Professor? Wie viele Leichen haben Herr Professor heute eingepökelt?«

Der junge Planke machte gute Fortschritte. Er war ein stummer Bestandteil der Mittwochabende geworden und nahm auch sonst oft an den Gesellschaften im Hause teil. Professor Boskowitz hatte einen Narren an dem Jungen gefressen, er diskutierte knifflige kontrapunktische Probleme mit ihm, ebenso knifflige Philosophie und lehrte ihn Schach. Zuweilen kam es Emanuel so vor, als wäre dieser Proletariersohn viel mehr sein Kind, als Roland es war. Der Streit zwischen ihm und Irene endete damit, dass Roland in eine der neuen Landschulen geschickt wurde und nur zuweilen am Wochenende heimkam. Nach anderthalb Jahren war auch dies vorbei. Einer der Lehrer hatte sich in den Jungen verliebt, war dem merkwürdigen Reiz verfallen, der von Roland ausging, und hatte sich erschossen. Skandal und Katastrophe. Roland erzählte davon, als hätte er es nur in der Zeitung gelesen, so unpersönlich, so ganz und gar unberührt von der Verirrung sowohl wie von der Tragödie.

Demonstrationen auf den Straßen, kommunistische und nationale. Die antisemitische Bewegung, die ein paar Wirrköpfe nach dem Krieg angezündet hatten, bekam jetzt Form und Namen.

Lange hatte man über diese Leute nur gelacht, über ihre verworrenen, barbarischen, ja bestialischen Manifeste, über ihren Führer, den viele für geisteskrank hielten. Plötzlich stand eine neue Partei da, die nationalsozialistische, gewann Sitz und Stimme im Parlament, Einfluss und Anhängerschaft im Land. Eine Partei, aus Desperados gebildet und für Desperate geformt. Deutschland war wie ein Kranker, der sich von einer Seite auf die andere wirft, der sich von jeder Änderung Erleichterung der Schmerzen erhofft. Keine der Parteien versprach so radikale Änderung wie die nationalsozialistische, und deshalb hatte keine so viel Stoßkraft und eine so einfache Idee hinter sich. Die Juden, seit mehr als tausend Jahren im Land eingewurzelt, mit Deutschland verwachsen durch tausend Fäden der gemeinsamen Sprache, der Bildung, der Kultur, kaum mehr ihres Judentums bewusst, horchten auf. Der Urgroßvater ist noch mit dem Pack auf dem Rücken hauseingegangen, erinnerten sie sich. Die Rasse erinnerte sich der Leiden, die das Individuum vergessen hatte. Gefahr lag in der Luft, sie spürten es aus der Erfahrung eines friedlosen Volkes, das immer in Gefahr gelebt hatte. Dr. Hain spürte die Gefahr. Sein Sohn Roland war inzwischen Mitglied der Hitler-Jugend geworden und strebte durch die verschiedenen Stadien der Laufbahn eines Hitlerjungen aufwärts. Das Romantische und Heroische daran sprach ihn an. Begeistert und glücklich kam er von den Zusammenkünften und Ausflügen heim.

Verzweifelt geflüsterte Auseinandersetzungen zwischen dem Ehepaar, nachts, im Dunkel des Schlafzimmers. »Es geht nicht so weiter! Ich muss es dem Jungen sagen, dass er jüdisches Blut hat. Ich hätte es ihm längst sagen müssen, längst! Ich hätte es ihm gesagt, wenn ich irgendeine Wichtigkeit darin gesehen hätte. Jetzt ist es wichtig, er muss es wissen, muss«, beschwor der Doktor.

»Unmöglich. Warte noch. Ich habe Angst. Der Junge ist zu überempfindlich. Wenn er sich das Leben nimmt? Wenn er verrückt wird? Wenn er den Schlag nicht aushält? Was willst du dann tun? Warte noch, bis er älter wird. Bis er mehr Reife hat,

besser versteht«, erwiderte Irene verzweifelt. Sie lagen dicht beieinander, ihr Kopf auf seiner Schulter, in der gewohnten Nähe und Vertrautheit. Er atmete in ihr Haar, das noch immer den gleichen, jungen Duft und Schimmer hatte. »Hältst du zu mir, Irene?«, fragte er angstvoll. Er spürte, wie sie im Dunkeln zu lächeln begann. »Wie dumm du bist«, sagte sie zärtlich. Alles war gut.

Dann wurde Max Lilien von einem Attentäter erschossen. Es war der Anfang einer Kette von politischen Morden. Der Attentäter schoss sich selbst eine Kugel in den Kopf, bevor er gefangen genommen werden konnte. Dieser Selbstmord erfüllte Roland mit einer heftigen und wilden Begeisterung. »Das ist wirkliches Heldentum – er hat mit seinem eigenen Leben bezahlt«, rief er aus. »Jetzt wird man es den Juden endlich zeigen!« Er stand im Fensterrahmen, gegen den verschneiten Garten draußen gezeichnet, und hob die Arme wie Flügel. Emanuel, weh und wund vom Verlust seines liebsten Freundes, erschrak eiskalt und im innersten Kern seines Herzens. Roland, der empfindsam war, sah seinen Vater blass werden. »Entschuldige«, sagte er mit leichter Höflichkeit. »Ich habe vergessen, dass du Lilien leiden konntest. Begriffen habe ich es nie.«

Wir sind selbst Juden, ich ganz und du halb, wollte Emanuel sagen. Er öffnete den Mund und brachte es nicht heraus. Irene war hinter ihn getreten und hatte die Hände auf seine Schultern gelegt, wie um ihn zu hindern. Der entscheidende Moment ging vorüber, versäumt und vertan, unwiderruflich. Aus der Chaufeurwohnung hörte man Kurt Klavier spielen. Chopins Polonaise, festlich, unerträglich.

»Du musst noch deine Hausarbeiten schreiben, Roland«, sagte Irene. Roland verließ das Zimmer, pfeifend.

Kurz nachdem Hitler zur Macht gekommen war, legte Dr. Hain sein Amt als Chefchirurg des Charlotten-Krankenhauses nieder. Er wartete nicht, bis eine Verordnung ihn dazu zwingen würde. Seine Privatpraxis war gut, und er wurde auch im Krankenhaus noch immer zu besonders schwierigen Operationen zugezogen.

Im Haus änderte sich dies und das. Die Luft war anders geworden, einsamer, abgeschlossen, verängstigt und voll von Beleidigungen. Roland ging schlafwandelnd dazwischen herum, viel zu sehr mit sich beschäftigt, um etwas zu bemerken. Auf den Straßen das Tramp-Tramp der marschierenden Verbände, im Radio die fanatische, sich überschlagende Stimme des Führers, in den Zeitungen die klingenden Phrasen des Dritten Reiches; Fahnen, Flaggen, Hakenkreuze, laute Begeisterung und heimliche Kritik. Dr. Hain hatte ein Gefühl wie ein Seiltänzer, sooft er seinem Sohn am Tisch gegenüber saß. Zum ersten Mal hatte Roland etwas, woran er ernsthaft teilnahm. Der Führer seiner Jugendgruppe, Erhardt Gerhardt, kam zuweilen ins Haus, ein schmaler Mensch mit langen Haaren. »Dieser Gerhardt hängt an unserem Jungen wie ein Hund«, sagte Irene. – »Wie meinst du das?«, fragte Emanuel beunruhigt; es gab kaum mehr etwas, das ihn nicht beunruhigte. – »Ich weiß nicht – er hat so etwas Hündisches, wenn er Roland anschaut«, sagte Irene.

»Hoffentlich haben wir nicht eine Wiederholung der Geschichte aus der Landschule«, sagte der Doktor aufgestört. Irene streichelte über seinen Kopf. »Rabe«, sagte sie, über seine Schwarzseherei scherzend.

An einem Abend im Juni fehlte Roland bei der Abendmahlzeit. »Wo ist der Junge?«, fragte der Doktor. – »Er ist mit drei andern Jungens weggegangen«, sagte Irene. – »Wann kommt er nach Hause?«, fragte der Doktor wieder. Es lag eine merkwürdige Unruhe in der Luft an jenem Tag. – »Ich weiß nicht; sie haben eine Versammlung oder etwas Ähnliches. Iss nur, Mani«, sagte Irene. »Roland ist ein erwachsener Bursche, man kann ihm seinen Stundenplan nicht vorschreiben.«

Das ist richtig, dachte Emanuel. »Vielleicht kommt ein Gewitter«, sagte er noch. Er schob den Teller fort und zündete sich eine Zigarette an. Seine Hand zitterte. Roland kam nicht nach Hause. Zweimal während der Nacht stand der Doktor auf und ging in

Rolands Zimmer. Die Lampen brannten nicht, das Bett war unberührt. Er schloss kein Auge und lachte sich selbst aus. Der Junge hat sein erstes Abenteuer, dachte er. Er ist zum ersten Mal mit einem Mädels. Roland war fast zwanzig Jahre alt und hatte sich noch nie nach einem Mädchen umgesehen. Vielleicht kam davon der merkwürdige Glanz seines Wesens, der alle Menschen anzog, das Unberührte, Unberührbare. Der Doktor versuchte zu schlafen. Am Morgen hatte er eine schwere Operation vor, Gehirntumor, er brauchte seine Nerven und seine Ruhe. Bevor er das Haus verließ, ging er in die Chauffeurwohnung. Frau Planke wischte entschuldigend einen Stuhl ab, aber er setzte sich nicht. »Ich muss mit Kurt sprechen«, sagte er kurz und trat an das Bett des Jungen.

»Roland ist mit drei Jungen von der Hitler-Jugend fortgegangen und nicht nach Hause gekommen«, sagte Dr. Hain. »Weißt du vielleicht, um was es sich handeln kann?«

Kurt war sofort hellwach und wurde verhältnismäßig ernst.

»Ich werde mich sofort nach ihm umsehen«, sagte er und warf schon die Decke zurück. – »Telefoniere mir ins Krankenhaus, was los ist«, sagte der Doktor, beruhigter durch Kurts Bereitwilligkeit und zugleich beunruhigt durch seinen Ernst.

Durch die Stadt ging an diesem Tag ein Geflüster, ein Gerücht, eine Nachricht, die Angst und Grauen erregte. Die Zeitungen schwiegen noch, aber schon wussten viele, dass der Führer mit eigener Hand ein Strafgericht abgehalten habe über die Feinde im eigenen Lager. Als der Doktor nach Hause kam, waren weder Kurt noch Roland zurückgekommen. Irene ging im Zimmer auf und ab, auf und ab, und versuchte zu lächeln.

»Schließlich werden die Bengels auf einer Wanderung sein oder mit dem Faltboot auf den Seen, und wir sorgen uns ganz umsonst«, sagte er munter, und Irene sagte bereitwillig: Ja, das sei sehr leicht möglich. Sie glaubten einander nicht, und sie vermieden es, einander anzuschauen. Die Stunden standen still.

Am Abend kam Kurt mit der Nachricht, dass niemand bei Rolands Gruppe etwas über sein Verbleiben wisse. »Hoffentlich hat

es nichts mit Gerhardt zu tun«, setzte er aus eigenem Antrieb hinzu.

»Wieso mit Gerhardt?«, fragte Irene.

»Sie haben eine Szene gehabt, Roland und Gerhardt«, sagte Kurt trocken. »Gerhardt wollte, und Roland wollte nicht.«

Ein Schweigen trat ein.

»Na, ich muss mal gehen«, sagte Kurt.

»Gute Nacht. Danke auch«, sagte der Doktor.

Ein Tag, zwei Tage, drei Tage. Die Zeitungen hatten jetzt volle Berichte gebracht über die Geschehnisse des dreißigsten Juni. Die Listen der Getöteten waren erschienen. Hinter verschlossenen Türen murmelte man von Hunderten mehr, die bestraft oder ermordet worden waren. Graue Wolken mit zinnernen Rändern wanderten über die Stadt, die Bäume im Garten rauschten plötzlich auf und verstummten dann wieder. Kurt übte Klavier im Chauffeurhaus. »Das ist ja Sodom und Gomorrha, Herr Doktor, meiner Seel!«, sagte Heinrich Planke, der die Zeitung gelesen hatte.

Am dritten Tag kam Irene mit Hut und Handschuhen ins Zimmer. »Ich halte es nicht mehr aus«, sagte sie, und noch immer versuchte sie zu lächeln. »Ich gehe ein bisschen aus.«

»Wohin?«, fragte Emanuel.

»Nirgendshin – vielleicht zu Brandt ...«, antwortete sie. Brandt war ein entfernter Verwandter der Stettens, Staatsanwalt unter dem neuen Regime. Irene konnte ihn nicht leiden; das wusste der Doktor. Er setzte sich wieder ans Fenster und starrte in den Garten hinaus, der langsam dunkel wurde. Das Telefon ging, und einer seiner Patienten bat ihn, zu kommen. Magenkrämpfe, un-menschliche Schmerzen. Dr. Hain war beinahe dankbar für die Ablenkung. Jetzt hatte es zu regnen begonnen, schwere Tropfen kamen herunter, und es roch nach nassem Staub.

»Fahren Sie schnell, Planke«, sagte er, als er von der Krankenvisite kam. Es war ihm so, als wäre Roland inzwischen nach Hause gekommen, froh und gesund, sodass alle Angst nur eine Lächerlichkeit gewesen war.

»Jemand gekommen?«, fragte er an der Türe.

»Zwei junge Herren haben ein Paket gebracht. Sie haben es ins Zimmer des jungen Herrn gelegt«, sagte das Mädchen und wischte ihre Hände an der Schürze ab. Emanuel ging rasch ins Zimmer seines Sohnes. Es war finster dort, und er drehte das Licht an. Auf Rolands Bett lag ein Sack. Der Sack war feucht vom Regen, lang, groß, dunkelbraun. Noch bevor der Doktor nach dem Sack griff, wusste er, was darinnen war. Das Zimmer schwankte mit ihm und stand wieder still. Er ging langsam hinüber zum Bett. Er fasste den Sack an. Das, was drinnen war, schlaff, noch lau, war Roland.

Es kamen ein paar Minuten, von denen wusste Emanuel nichts. Er hatte viele Tote gesehen, Tausende im Krieg. Hunderte im Krankenhaus, er hatte in lebendiges Fleisch geschnitten ohne Schauer. Er nahm sich zusammen. Er konnte nichts denken, das war eine große Erleichterung. Er schälte den Körper seines Kindes aus dem Sack und untersuchte ihn. Noch war Rigor mortis nicht eingetreten. Er fand die Wunde am Kopf; mit einem stumpfen Gerät, einem Beil vielleicht, war die Schädeldecke eingeschlagen worden. Der Körper war voll von Striemen. Das Gesicht sah hochmütig aus, leicht verwundet. Dr. Hain wusch den Körper, schloss die erstarrten Augen, trocknete seine Hände. Er kam sich wie ein Wahnsinniger vor. Er suchte nach einem Leintuch und deckte es über den Toten. Ich bin schuld daran, dachte er. Meine Schuld, meine Schuld. Er drehte das Licht ab, denn das weiße Leintuch war viel zu weiß. Im Finstern saß er neben dem Bett, in dem sein Kind langsam kalt und starr wurde.

Das Furchtbarste nachher war, dass Irene alle Lichter aufgedreht haben wollte, Tag und Nacht.

»Du weißt, dass er sich im Dunkeln fürchtet«, sagte sie immer wieder. Sie weinte nicht, und sie machte keine Vorwürfe, aber sie tröstete ihn auch nicht, und sie nahm keinen Trost an. In manchen Augenblicken dachte er, dass sie zerbrechen würde. Aber sie war aus dem Stoff gemacht, der nicht zerbricht.

Unser Sohn Roland ist im Alter von neunzehn Jahren einem Unglücksfall zum Opfer gefallen, stand in der Traueranzeige. Es gab keine Anklage, und es gab kein Gericht. Meine Schuld, meine Schuld, dachte der Doktor, meine Schuld.

Eine Woche später wurde das Haus von der Polizei durchsucht, und wieder eine Woche später wurde Irene von jenem Staatsanwalt Brandt antelefoniert, der ein entfernter Verwandter und ein Schoßkind des neuen Regimes war.

»Es ist eine Anzeige gemacht worden, dass Ihr Mann staatsfeindliche Äußerungen gemacht habe und dass sein Haus im Allgemeinen ein Nest von aufrührerischen Unternehmungen ist. Er soll übermorgen bei der Gestapo vernommen werden. Sie wissen, was das bedeutet. Ihnen zuliebe gebe ich diese Warnung«, sagte der Staatsanwalt und hängt ab, bevor Irene erwidern konnte. Sie ging hinüber in das Wohnzimmer, wo Emanuel mit seiner Geige am Fenster stand und zu spielen versuchte, um nicht irrsinnig zu werden.

»Du musst schnell ein paar Kleinigkeiten einpacken und über die Grenze gehen«, sagte sie. Der Doktor hielt noch den Bogen auf den Saiten, der letzte Ton brach mit einem lächerlichen Kratzen entzwei.

»Über die Grenze? Wohin? Und wozu?«, fragte er.

»Brandt hat uns gewarnt. Die Gestapo. Das heißt Gefängnis. Ich will nicht, dass sie dich auch noch totmachen«, sagte Irene, es klang beinahe freundlich. Emanuel überdachte dies minutenlang.

»Gut«, sagte er endlich und stand auf. »Kommst du mit mir?«, fragte er. »Unsere Pässe sind in Ordnung.«

»Nein. Ich muss hierbleiben. Ich kann nicht. Später«, sagte sie abgerissen. »Ich kann Vater nicht allein lassen«, setzte sie hinzu, es klang viel zu vernünftig. Der Oberstleutnant, schwachsinnig vor Alter, saß noch irgendwo in einem Rollstuhl und wusste nichts von der Welt.

»Ich mache mir nichts draus, zu leben – ohne dich«, sagte Emanuel.

Irene sah ihn aufmerksam an. »Nein – natürlich nicht«, sagte sie und strich ihm leicht mit der Hand übers Haar. Unter der gewohnten, zärtlichen Bewegung kamen Tränen in ihm hoch, die ersten Tränen nach der Katastrophe.

»Alles wird gut werden«, sagte Irene. »Geh jetzt nur, beeile dich, pack deine Koffer. Ich werde dir nachkommen, bald. Wir fangen von vorne an. Nur jetzt kann ich noch nicht.«

Sie war wieder von ihm weggetreten, das Zimmer lag zwischen ihnen, weiter und tiefer war es als ein Abgrund. Es gibt Dinge, über die Menschen nicht hinwegleben können. Dr. Hain wusste es tief in sich. Trotzdem ging er gehorsam hin und packte seine Koffer.

»Zum Bahnhof Friedrichstraße, Planke«, sagte er. »Ich fahre für ein paar Tage fort.« Der Chauffeur schaute ihn neugierig und mitleidig an. Im letzten Moment trat Kurt an den Wagen und hielt seine große Hand hin. »Auf Wiedersehen«, sagte er. Dr. Hain wurde weich, als seine Hand in dem warmen Druck von Kurts Fingern lag. »Vielleicht auf Wiedersehen, Kurt«, sagte er.

»Soll ich mit Ihnen fahren, Herr Doktor?«, fragte Kurt. »Ich würde gern von hier fortgehen.«

Emanuel schüttelte nur den Kopf. Der Wagen rollte durchs Gartentor. Das Haus blieb zurück. Das Letzte, was er sah, war das grell beleuchtete Fenster von Rolands Zimmer. Dann blieb Irene auf dem Bahnsteig zurück, ein Lächeln auf ihr trostloses Gesicht geklebt.

Noch in derselben Nacht passierte Dr. Hain die Grenze. Sein Pass war in Ordnung, und er durfte fünfzig Mark mitnehmen. Hinter ihm lag sein Leben in Trümmern, vor ihm lag das große Nichts. An einem Regenmorgen kam er in Paris an.

KURT PLANKE

Kurt verbrachte die ersten sechs Jahre seines Lebens in der Fischerhütte seiner Großeltern, die auf einem flachen Hügel stand, gleich hinter den Dünen der Ostsee. Seine Mutter, Anastasia Dreggsen, war als Dienstmädchen nach Hamburg gegangen, da ihr das einschichtige Leben in Hilligenlei nicht passte. Als sie im achten Monat ihrer Schwangerschaft war, kam sie zu ihren Eltern zurück, bekam ihr Kind in dem Spital der nahen Kreisstadt, übergab es den Eltern und ging nach Hamburg zurück. Sie war ein tüchtiges Dienstmädchen und hatte sogar vierzig Mark Lohn im Monat. Davon legte sie fünfundzwanzig auf die Sparkasse, zehn schickte sie nach Hause zur Erhaltung des Jungen, und fünf behielt sie für sich. Heinrich Planke, der Vater des Kindes, war Arbeiter in einer Gummiwarenfabrik und versprach, sie zu heiraten, sobald sie zusammen fünfhundert Mark erspart haben würden. Noch bevor es so weit war, brach der Weltkrieg aus. Planke vergaß, dass er Sozialdemokrat war, und rückte mit großer Begeisterung ein. Auf seinem ersten Urlaub heiratete er Anastasia, und von da an bekam sie einen Teil seiner Löhnung ausbezahlt. Trotzdem blieb sie weiterhin bei ihrer Herrschaft.

Die alten Fischersleute in Hilligenlei waren zuerst erbost über das uneheliche Kind. »Die Schande vor den Nachbarn«, sagten sie. Aber die Hütte der nächsten Nachbarn war mehr als einen Kilometer entfernt, und Mädchen, die in die große Stadt gingen, bekamen gewöhnlich Kinder. Als Anastasia in einem unbeholfenen Brief ihre Heirat anzeigte und am Ersten zwölf Mark schickte anstatt zehn, begannen die Alten die ganze Sache für ein Glück zu halten.

Der Grund, auf dem sie wohnten und Kartoffeln bauten, gehörte nicht ihnen, sondern war ein Teil des großen Herrschaftsgutes Einstam. Doch waren Haus und Boden den Fischersleuten in Erbpacht gegeben, sodass es so gut wie ihr Eigentum schien.

Sie hatten fünfzig Mark Pachtgeld im Jahr zu zahlen, und die Männer waren verpflichtet, bei der Erntearbeit auf dem Gut zu helfen. Mehr als hundert Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft fühlten sich die Dreggsens immer noch als zum Gut gehörig. Den jungen Leuten, den Söhnen und Töchtern der Fischersleute an der schleswigschen Küste, gefiel das nicht, und sie wanderten ab, nach den Städten, in die Fabriken.

Kurt wuchs auf, mit dem rhythmisch dunklen Anprall der Wogen in den Ohren und einer Weite in den Augen. Er lebte in einer großen, offenen Freiheit. Der Blick war nirgends begrenzt, da war Meer und kein Ufer, Dünengras, das im Wind aneinander Schliff. Ein großes Moor, voll mit Beeren und bitterem Torfgeruch, lag zwischen der Hütte und dem Dorf. Er ging in den abgeschnittenen und geflickten Hosen seines Großvaters herum, lebte von wenig abgerahmter, blauer Milch und Kartoffeln und wusste nicht, dass sie arme Leute waren. Während das ganze Land von Hungersnot bedrängt war, hatten die Fischer noch immer etwas zu essen. Sie fingen Krabben und Schellfisch, pflückten Preiselbeeren im Moor, und als es schlimm wurde, suchten sie sogar die verachteten Pilze, von denen Millionen auf der Schafweide des Gutes wuchsen. Ihr Schwein allerdings hatten sie auf den Befehl des Staates schon im ersten Kriegsjahr schlachten müssen, obwohl darin kein Sinn und Verstand lag. Kurt war sechs Jahre alt, als er zum ersten Mal den Geschmack von Fleisch kennenlernte. Er spuckte es aus und begann zu weinen, denn es schmeckte stinkend wie etwas Totes.

Er hatte schlimmes Heimweh nach der Ostsee, als der Krieg vorbei war und er plötzlich zu zwei fremden Leuten nach Berlin kam, die sich Vater und Mutter nannten. Es dauerte eine Weile, bis er sich an die beiden gewöhnte, denn sie sprachen einen fremden Dialekt, den er zuerst nicht verstehen konnte. Sie wohnten in einer endlosen Häuserreihe, Keglitzstraße genannt, ein Haus wie das andere, und jedes mit kleinen Wohnungen für fünfzig, sechzig Arbeiterfamilien. Die Häuser hatten sechs Stockwerke, einen